3 1761 07065264 9

Ceylon

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/ceylon1909reisee00bare

CEYLON 1909

Reiseerinnerungen

von

J. BARELL

Basel

2. 7. 53

Druck der Schweiz. Verlags-Druckerei G. Böhm, Basel.

DS
489
B3

565228

MOTTO:

Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.

Jean Paul.

Herrn

F. HOFFMANN-LA ROCHE

in dankbarer Erinnerung an das gastfreie Opalgalla
freundlichst gewidmet

von der Verfasserin.

Basel, Weihnachten 1909.

Vorwort.

Als ich meine Tagebuchnotizen auszuarbeiten begann, gedachte ich meine Erinnerungen nur für einen kleinen Kreis von Bekannten niederzuschreiben. Da sich derselbe nun erweitern soll, möchte ich hier gerne betonen, dass ich in den folgenden Blättern nur versuchte, anderen in bunten Bildern die Tropenwelt vor Augen zu führen, wie ich sie sah.

Es ist leicht möglich, ja wahrscheinlich, dass ich während unseres kurzen Aufenthaltes auf Ceylon manches unrichtig beurteilt oder falsch verstanden habe; auch bin ich mir bewusst, nicht allen Lesern Neues zu bringen. Befinden sich jedoch unter diesen nur wenige, die sich freuen, etwas von der wunderschönen Insel im indischen Ozean zu vernehmen, dann ist der Zweck dieses Buches erfüllt und sein Erscheinen vielleicht gerechtfertigt.

Basel, Weihnachten 1909.

J. Barell.

Abreise.

Vor jeder Abreise gibt es eine Zeit der allgemeinen Unruhe und Hetze, besonders aber, wenn das Reiseziel ferne und die Abwesenheit eine lange sein soll. Wer kennt nicht die letzten Tage des Rennens nach vergessenen Gegenständen, die letzten Stunden, in welchen da und dort noch Besorgungen gemacht werden müssen — sie gehören ja auch zur Vorfreude, welche meist im Leben schöner ist, als der erfüllte Wunsch selbst.

Ueberall liegen Pro Memorias umher; auf jedem Tisch sind Bücher, Karten, Papier, auf jedem Stuhle liegen Kleider, Schirme, Schachteln; Schiebladen, Schränke und Türen stehen offen und es herrscht ein ungemütlicher Zustand der Unordnung, dessen Ende wünschenswert ist und welcher auch schliesslich den peinlichen Abschied erleichtert.

Auch die Abschiedsbesuche gestalten sich oft recht ungemütlich, wenn eine längere Seereise in Aussicht steht: „Ach, so lange müssen Sie auf dem Meere fahren? Ist Ihnen denn nicht bange vor der Seekrankheit? Werden Sie die veränderte Lebensweise, die Tropenhitze ertragen können? Kommen Sie doch ja gesund wieder; hoffentlich bleiben auch Ihre Lieben zu Hause gesund“ etc. etc. So wird oft die fiebernde, innere Freude

langsam gedämpft und man frägt sich schliesslich selbst, ob eine Reise nach Ceylon mit einer Polarexpedition zu vergleichen sei? Aber, es gibt auch Menschen, welche uns beneidenswert finden und mit glänzenden Augen vernehmen, was uns jenseits des indischen Ozeans erwartet.

Man gibt uns auch noch allerlei gute Ratschläge zur Verhütung der Seekrankheit mit auf den Weg, welche sich samt und sonders vollständig widersprechen: Immer an der frischen Luft bleiben, — sofort in die Kabine liegen; recht viel essen — ja den Magen nicht belasten; den Leib recht fest einbinden — nur den Magen nicht einengen etc. Alle guten Ratschläge hatten den einen Erfolg, dass wir gar keinen befolgten und deshalb vielleicht so gnädig durchkamen.

Dann die Aufträge: Schmuck, Spitzen, Teppiche, Bilder, gepresste Blumen, lebende Affen und Amphibien, für welche man uns vorsorglich die Gläser mitgeben wollte!

Vollgestopft mit guten Wünschen und freundlichen Ratschlägen erwarteten wir den Tag der Abreise; bis zur letzten Stunde befürchtend, es möchte ein böswilliges Schicksal ein Hindernis in den Weg legen.

Die böse Stunde des Abschiedes liegt hinter uns; gute Freunde geleiten uns zur Bahn und während der Eisenbahnzug langsam die Halle verlässt, fallen heimliche Tränen in freundliche Blumengrüsse.

Draussen wurde es langsam Tag; Schnee und Regen kämpften miteinander und wir fingen an, uns auf Sonne und Wärme des Südens zu freuen. Unsere Enttäuschung war daher gross, als es auch in Genua frostig und kalt war und wir die Stadt am anderen Tage ganz im Schnee erblickten. Die armen Genuesen standen dem ungewohnten Ereignisse machtlos gegenüber! Die Trambahn blieb stecken, vor dem Bahnhof standen die Omnibusse ohne Pferde; in den schönen Anlagen hingen die Palmblätter schneeschwer nieder und von den roten Kamelien fielen Blatt um Blatt, wie Blutstropfen in den Schnee. Der arme Victor Emanuel fror unter seinem königlichen Schneemantel und schien Lust zu haben, von seinem Postament herunterzusteigen.

Bei dem überall herrschenden, kopflosen Durcheinander, war es keine Kleinigkeit, seine Reiseeffekten am Bahnhof herauszubekommen; schwerer war es noch, trotz Geld und guten Worten, einen Wagen zu bekommen.

Ueberall lag 30 cm. hoher Schnee und darunter eine perfide Eisschicht, die den Weg zum Dampfer beinahe lebensgefährlich machte. Der grosse Herr, der in langen Schritten dem Lloyddampfer „Prinz Ludwig“ zusteuerte, schien nicht zu bemerken, wie mühsam ihm die Dame folgte. Mit ängstlichen Schritten stapfte sie im schlüpfrigen Schnee, bis sich ein mitleidiger Matrose ihrer

erbarmte, sie mit derbkräftigem Griff am Oberarm packte und sie wie eine Arrestantin auf die Schiffsbrücke führte.

Der stattliche „Prinz Ludwig“ sollte um 2 Uhr den Hafen von Genua verlassen; da jedoch der Lloydexpresszug im Schnee stecken geblieben war, musste die Abreise verschoben werden. Für die Passagiere war das ganz angenehm; es liess sich so in aller Ruhe auspacken und sich mit den Schiffsräumen vertraut machen. Für interessante Unterhaltung sorgte das rege Leben im Hafen. Grosse und kleine Dampfer, Barkassen, Segelschiffe, Boote aller Arten trugen dicke Schneedecken. Die Hügel hinter Genua waren Schneeberge geworden, und die Zypressen und Denkmäler auf dem hohen Camposanto trugen schwere, ungewohnte Last.

Gegenüber dem „Prinz Ludwig“ lag der Dampfer „Irene“, der sich eben zur Abfahrt nach Amerika bereit machte. Die Ankerketten rasselten, die Abfahrtssignale ertönten und langsam bewegte sich der Koloss. Glückliche Fahrt!

Am anderen Tage, am 12. Februar, bemerkten wir auch auf unserem Dampfer energische Vorbereitungen. Der grosse, scheinbar nimmersatte Schlund, in welchem fortwährend Kisten, Ballen, Fässer hinab gelassen worden waren und welche, unvorsichtig geleitet, oft mit dumpfem Knall auffielen, wurde endlich geschlossen und der Dampfkran eingezogen.

Kommandorufe erschallen, Signalpfeifen durchschneiden die Luft; elektrische Klingeln spielen und die Dampfsirene stöhnt. Während die Ankerketten noch rasseln, spielt die Schiffskapelle Abschiedslieder; Matrosen und Stewards rennen auf dem Deck herum.

Erst geht ein leises Schüttern durch den ganzen Schiffskörper, dann wiegt sich der Dampfer wie unwillig, dass er seine ganze Kraft noch nicht einsetzen darf und den schlängelnden Bewegungen des Lotsendampfers folgen muss. „Prinz Ludwig" ergibt sich in die Situation und gleitet majestätisch zwischen den unzähligen Schiffen und Booten hindurch, hinaus ins offene, weite Meer.

Die Brücken mit dem Festland sind abgebrochen; es gibt kein „zurück" mehr und nun meldet sich das eigentümliche Gefühl, das zwischen Angst, Freude und Interesse hin und her pendelt, wenn man sich bedingungslos dem Wasser anvertrauen muss. Nimmt es Dich, nimmt es Dich nicht, das ist nun die brennende Frage und man beobachtet sich im Stillen etwas ängstlich. Dann aber denkt sich jeder vernünftige Mensch, da es kein Entrinnen mehr gibt, also vorwärts mit frohem Mut. Kommt sie dann doch, die hässliche Seekrankheit, so wird sie auch wieder gehen! Und sie kam nicht.

Es war kalt und windig, als wir den Hafen von Genua verliessen; aber die Welt lag dennoch wie ein

sonnig, geheimnisvolles Fragezeichen vor uns und die Neugier überwog, so dass wir auf Deck blieben, so lange noch etwas zu sehen war. Leider glitten wir nachts bei Elba vorbei, aus dem ligurischen ins tyrrhenische Meer.

Der zweite Tag brachte kein schönes Wetter; die Sonne schien über dem Vorgebirge von Circeo, über uns aber blieb es trübe. Wir sahen weder die pontinischen Inseln, weder Ischia noch Procida; selbst Neapel lag im düsteren Nebel, als der Dampfer nachmittags in den Hafen einfuhr. Neapel ohne blauen Himmel und der herrliche Golf ohne Sonnenschein ist kaum denkbar!

Trotzdem lassen wir uns auf dem Lloyddampferchen an Land führen. Die Landratten verlassen zwar nur ungerne das schöne Schiff, denn die Schiffstreppe schwankt erbärmlich über dem dunkeln Wasser. Es ist auch keine grosse Freude in den schmutzigen, regennassen Strassen von Neapel herumzugehen; wir haben es auch bald satt, im Regen herumzuwandern und kehren mit unseren Tischgenossen an Bord zurück. Trotz dem hässlichen Regenwetter ist unser Dampfer von kleinen Booten belagert, in welchen ganze Berge goldgelber Apfelsinen und Zitronen liegen. In einem Schifflein singen junge Leute eine hübsche Serenade; in einem anderen bittet eine schöne Italienerin für ihren blinden Mann. Lazzaroni tauchen nach Geldstücken und kommen mit blaugefrorenen Gliedern aus dem

schmutzigen Wasser heraus. Wie ganz anders sieht das alles aus, wenn die Sonne darüber leuchtet! Originell wissen sich die Blumenverkäufer zu helfen, indem sie die Blumensträusse an langen Stangen befestigt zum Deck hinaufreichen.

Nachts 1 Uhr verlässt unser Dampfer den Golf von Neapel; er fährt 340—350 Seemeilen in 24 Stunden und verbraucht dazu 110—115 Zentner Steinkohlen.

Der Morgen des 14. Februar bringt uns eine herrliche Morgenröte. Die wunderbarsten Wolkenbildungen sind von einem prächtigen Regenbogen überspannt und darunter liegt das Meer saphirblau und beinahe unbeweglich. Weisse Möven begleiten das Schiff. — Es wird wieder trüber, trotzdem können wir durch das Fernglas die vier rauchenden Krater des ununterbrochen arbeitenden Stromboli erkennen. Auf der einen Seite des vulkanischen Inselberges ziehen sich die zackigen Bahnen der Lava herunter, während auf der anderen das Dorf Stromboli dicht am Ufer liegt; es ist eigentlich verwunderlich, dass Menschen den Mut haben, so nahe dem Feuerkessel zu leben. — Die anderen liparischen Inseln liegen zu weit ab, um sie sehen zu können.

Bald ist die Meerenge von Messina in Sicht; der Himmel hellt sich eben auf, als wir die einstige Charybdis, den Punto del faro passieren. Erst einige Wochen sind verflossen, seit das unglückselige Messina so schwer betroffen wurde. Alles eilt auf Deck; der

Dampfer fährt jedoch in der Mitte der nur einige Kilometer breiten Wasserstrasse, so dass die Verheerungen nur durch den „Zeiss“ zu sehen sind. Man sieht aber gerade genug, um einen Begriff von der entsetzlichen Verwüstung zu bekommen. Ganze Strassen sehen aus, als hätte man die Häuser mitten entzwei geschnitten; eine Hauswand steht, alles andere ist zusammengefallen. Diese Trümmerhaufen, diese Berge von Schutt; wenn Steine reden könnten! Diese Schreckensszenen, die sich im Dunkel der umgestürzten Mauern abspielen mussten! Während oben am Waldrand ein Kirchlein ganz unversehrt blieb, waren die Stadtkirchen turm- und dachlos. Der alte, schwerfällige Leuchtturm hat der Erschütterung Stand gehalten, der neue, hohe Scheinwerfer ist in den Wellen verschwunden. Hell schien die Sonne über den zahllosen Holzbaracken der Ueberlebenden und auf die Trümmer, unter welchen wochenlang Angst, Entsetzen, fürchterliche Leiden, Hungerqualen und Todesnot geherrscht! Und hinter uns sagt eine Stimme: „Es sieht nicht so schlimm aus; es wurde gewiss vieles übertrieben.“

Der Aetna ist unsichtbar; Sizilien verschwindet und wir gleiten bei ruhiger See ins mittelländische Meer. An der kalabresischen Küste verfolgen wir lange einen Eisenbahnzug, der wie eine Schlange nach der südlichsten Stadt Gioja kriecht. Noch spürt der Dampfer die Nähe des Festlandes; der Wellenschlag ist stark

und wir schaukeln tüchtig auf und nieder. Es weht ein rauher Wind; das Meer ist dunkel, undurchsichtig blau wie Lapislazuli; der Wasserstaub der rückschlagenden Welle spannt ein weitmaschiges Silbernetz über das seidenglänzende Blau des Wassers.

Gegen Abend hellt es sich auf, langsam lösen sich tiefblaue Berge aus einer weissen Nebelwolke und helleuchtend erhebt sich das schöne Kreta aus den Fluten. Immer rosiger schimmern die höchsten Gipfel, welche mit der Fülle von Schnee, an Jungfrau, Mönch und Eiger erinnern. „Geteilte Freude, ist doppelte Freude", heisst es, darum soll die dicke, schlafende Amerikanerin geweckt werden, damit auch diese sich an dem schönen Bilde erfreuen könne. Auf die Frage, ob sie Kreta in herrlicher Abendbeleuchtung sehen wolle, gibt sie jedoch zur Anwort: „Kreta? Das ist doch die Insel, die unten an Griechenland liegt? Ich habe ganz Griechenland durchfahren, ich brauche Kreta nicht zu sehen." Sprach's, drehte sich um und schlief weiter! Bis tief in die Nacht hinein war der riesige Scheinwerfer und das Blinkfeuer des Leuchtturmes von Candia zu sehen.

Wir hatten die erste milde Nacht; es war herrlich auf Deck zu spazieren. In den dunkeln Wogen tauchten kleine Lichter auf und nieder und dem Schiff entlang schimmerte es wie Gold — eine schwache Ahnung vom Meerleuchten.

Am Morgen des 17. Februar verkündet ein Trompetenstoss die Nähe von Port Said; um 8 Uhr läuft „Prinz Ludwig“ im Hafen ein. Auf der rechten Seite desselben steht das Lessepsdenkmal; mit vornehmer Handbewegung ladet Lesseps zur Einfahrt in den Kanal ein. Weiss und rosig liegt Port Said im Morgenglanze vor uns. Unter den Klängen eines schönen Marsches eilen die Passagiere auf dem Deck herum, um die Einfahrt zu beobachten.

Port Said und der Suezkanal.

Nach dem Frühstück wollen alle Passagiere an Land gehen; die Matrosen helfen den ungeschickten Landratten höflich von der schwankenden Schiffstreppe hinunter in das kleine, von Arabern geführte Boot. Längs dem Hafen stehen hübsche, neuere Häuser, von welchen hauptsächlich der Prachtbau der Kanalverwaltung mit seinen grünblauen Kuppeln in die Augen fällt. Durch die bestaubten Akazien leuchten kirschrote Bougainvillaea an Balkonen und Wänden der hübschen Villen. Port Said selbst macht keinen angenehmen Eindruck; es ist deutlich zu sehen, dass die Stadt erst mit dem Kanalbau entstanden ist und die Umgebung ist entsetzlich öde. Auch im Hafen herrscht wenig Leben. Längs dem Strand zieht sich die blendend weisse Sandebene hin, baumlos, strauchlos, ohne eine Spur von Grün. Um die Stadt herum stehen ein paar Dattelpalmen, hin und wieder ein Bananen- oder Olivenbaum.

In der Stadt selbst herrscht dagegen buntes Leben. Auf Schritt und Tritt sind die Fremden von zahllosen Verkäufern verfolgt, deren Zudringlichkeit nur durch den Ruf nach dem „Policeman“ fernzuhalten ist. In

der Hauptstrasse sind meist moderne Magazine, welche dem Passanten Gelegenheit zu Tropeneinkäufen bieten. Mehr Interesse haben die kleinen Nebenstrassen; so öde und farblos die Umgebung, so farbig sind Männer, Frauen, Kinder in ihren bunten Tüchern. Araber, Nubier, Neger, Somali, Beduinen, Fellachen in weiss gewesenen oder schreiend farbigen Gewändern, Fès, Turbane oder eigentümliche Kappen auf den schwarzhaarigen Köpfen, beleben die Strassen. Lästig wie die Fliegen sind die unablässig bettelnden Kinder, so hübsch die braunen Dinger oft sind mit den Silberreifen an den Gelenken und den in die Zöpfe eingeflochtenen Münzen. Bedauernswert sind die armen Weiber mit der Litana vor dem Gesicht. Das schwere schwarze Tuch hängt über Mund und Nase und wird durch ein an der Stirne befestigtes, gelbes Rohr etwas vom Gesicht fern gehalten, damit die Luft Zugang findet. Reiche Araberinnen tragen nur eine leichte weisse Spitze über dem Gesicht und ein Spitzentuch auf dem Kopf; die Türkinnen tragen weisse Tücher oder Schleier. Das tägliche Leben spielt sich so ziemlich auf den Strassen ab; Alles steht, sitzt, liegt vor den Häusern, oft mitten in der Strasse. Einzelne Buden sind bis unters Dach mit Gemüsen und Früchten vollgestopft; überall herrscht ein redseliges Feilschen und Handeln. Männer stossen auf Wagen enorme Amphoren mit Trinkwasser herum. Früchte aller Arten,

ganze Berge von Datteln, überzuckerten Mandeln und anderen Süssigkeiten werden auf Wagen feilgeboten.

Die ganze Schiffsgesellschaft trifft sich später vor einer Moschee. Wer hinein will, muss Strohpantoffeln anziehen, ehe er den heiligen Raum betreten darf. Mühsam schlurfend treten die Besucher über die Schwelle der Moschee, deren Innenraum von schönen Säulen getragen ist. Den Boden bedecken wunderschön gefärbte Gebetsteppiche, deren warmleuchtende, kostbare gelbe Farbe namentlich hervortritt. Vor einer hohen, mit Silber und Elfenbein eingelegten Nische liegt der Koran auf einem reichgeschnitzten Holzgestell. Auf der andern Seite steht eine in gleicher Weise geschnitzte Kanzel mit hohem Baldachin; auch die Galerien zeigen ringsum prächtiges Schnitzwerk.

Wir schlurfen weiter durch einen Hof, in welchem bei einer Steinrinne mit fliessendem Wasser, die Mohammedaner Gesicht und Füsse waschen, ehe sie den heiligen Raum betreten. In einer Nebenhalle werden prächtige, gobelinartige, seidene Fahnen, ein Schwert Mohammed's und ein alter Koran gezeigt, der auch für uns war „wie in schwärzester Nacht, auf schwarzem Stein, die schwärzeste Ameise."

Wir entledigten uns gerne der unbequemen Pantoffeln und verlassen die Moschee, vor welcher sich eine grosse Menge von Bettlern aufgestellt hat; Lahme, arme, kranke Menschen, Blinde mit der ägyptischen

Augenkrankheit. Man kann diese übelriechende Gesellschaft nur durch eine Hand voll Geldmünzen fernhalten.

Wir machen eine kleine Rundfahrt; am Strande erhebt sich ein grosser Leuchtturm, dessen Licht 20 Seemeilen weit zu sehen ist. An den grossen Absonderungsspitälern vorbei, fahren wir zum Lessepsplatz, den einige arme Akazien, Dattelpalmen und Pfefferbäume schmücken. In einer engen Strasse sehen wir eine offene Schule; die Kinder singen Gebete, während der Lehrer mit übereinander geschlagenen Beinen am Boden hockt und raucht. Vor den Häusern kämmen sich Frauen gegenseitig und blöde blickende Männer sitzen, die Wasserpfeife im Mund, am Boden.

Die Passagiere unseres Dampfers treffen sich in einer schönen Hotel-Veranda; im gleichen Augenblick erscheint auch die ganze Schar der Verkäufer mit Karten, Marken, Münzen, Stöcken, Fächern, Schmucksachen, Süssigkeiten. Ein Wahrsager mit einem ausgestopften kleinen Krokodil auf dem Kopf, verkauft Dolche; ein Zauberer kommt mit winzigen Küchlein, die er verschwinden lassen will. Ein alter, ekliger Zwerg begleitet ihn, der seinen grossen, zahnlosen Mund beständig aufsperrt und die Zunge heraushängen lässt, was zu dem braunen Gesicht ganz abscheulich aussieht. Hin und wieder ruft der Wirt dem „Policeman“, der in seiner schönen Uniform, den Fès auf dem Kopf und das Gummirohr in der Hand, im-

ponierend genug aussieht. Sein Erscheinen wirkt, kaum ist er jedoch um die Ecke, so ist der ganze Schwarm auch wieder da.

Die Zeit der Abreise rückt heran und man ist wirklich froh, wieder auf den gastlichen, sauberen Dampfer zurückkehren zu können. Dass er sauber ist, das wissen auch die Passagiere; denn Tag und Nacht wird gescheuert, geputzt, gefegt, geschwemmt und gestrichen und gewöhnlich gerade da, wo man sich niederlassen will.

Das Schiff wimmelt von Händlern, die ihre Waren noch mit grosser Zungenfertigkeit an den Mann zu bringen suchen. Ein ganzer Tisch ist mit silberschimmernden koptischen Tüchern überdeckt. Die Kopten, christlich gewordene alte Aegypter, sind geschickte Weber und verstehen es namentlich, prächtige Teppiche mit kunstvollen Zeichnungen und Tücher mit Silberdurchzug anzufertigen. Letztere werden hauptsächlich in Klöstern gewoben und im Gewicht verkauft.

Auf unserm Dampfer ist plötzlich „weiss“ das Losungswort; in Port Said beginnt für den Passagier die Tropenzone, mag es auch noch so kühl sein. „Man“ geht in weiss von Kopf bis Fuss, vom Tropenhelm bis zu den weissen Schuhen; auch der Kapitän und die Offiziere tragen tadellose weisse Beinkleider. Man weiss hier auch plötzlich nichts mehr von einem „Lunch“, vom zweiten Frühstück, das jetzt den Namen

„Tiffin“ führt. Bei alledem weht ein kalter Wind und man möchte am liebsten den Pelzmantel tragen.

Die Abfahrtssignale ertönen, die Schiffskapelle spielt und „Prinz Ludwig“ verlässt den Hafen von Port Said, um in den Suezkanal einzufahren. Der Kanallotse steht an seinem Posten; er hat darauf zu achten, dass die vorgeschriebene, normale Fahrgeschwindigkeit von 5 Seemeilen per Stunde nicht überschritten wird, da bei rascherem Fahren, die sandigen Ufer durch zu starken Wellenschlag beschädigt werden könnten. Der Unterhalt des Kanals ist eine kostbare Sache; die mächtigen Baggermaschinen arbeiten Tag und Nacht, um der Versandung und dem Eindringen des Nilschlammes entgegen zu treten. Es ist daher schon zu verstehen, dass jeder durchfahrende Dampfer ein halbes Vermögen zu bezahlen hat.

Nachdem man die letzten Bäume und Gesträucher von Port Said hinter sich hat, hört die Vegetation bald auf und lange Zeit fährt man zwischen hohen, braunen Sandwällen hindurch, die nur durch die Ausweichestationen unterbrochen werden, an welchen neben den Wärterhütten gewöhnlich einige Palmen stehen, Dank der Wasserleitung, welche zur Zeit des Kanalbaues entstanden ist. Links und rechts sehen wir nur trostlose, braune Ebene und vom Samum aufgewehte Sandwälle, über welchen die heisse Luft zittert. Auf den Sandbänken des fast trocken gelegten Men-

salehsees tummeln sich hunderte von Ibis, Reiher, Kraniche; Flamingo stolzieren umher und suchen ein silbernes Fischlein zu erwischen. In den Tamariskengebüschen flattern kleine Vögel umher. Beduinen in weissen Mänteln reiten auf Kamelen durch die arabische Wüste, über den braunen Sand, hinter deren Wellenlinien die Karawane bald verschwindet. Der Dampfer durchfährt verschiedene kleinere Seen, in welchen der Kurs durch Bojen, Fähnchen etc. gekennzeichnet ist. Nach El Kantara gleiten wir durch die Bellâh Seen. Mag auch die Kanalfahrt an und für sich langweilig sein, so bietet sich dem Auge gleichwohl immer etwas Interessantes, das durch den grossen Gedanken, der dies enorme Werk entstehen liess, noch gesteigert wird.

Gegen Abend sehen wir eine prächtige Luftspiegelung über der arabischen Wüste. Eine Felseninsel erhebt sich über dem glänzenden Wasserspiegel; hohe Palmen und Gesträucher zieren den Felsen. Selbst durch den scharfen Zeissfeldstecher verliert die Fata Morgana nichts an ihrer Deutlichkeit.

Leider wird es bald dunkel; wir unterscheiden nur noch die Silhouetten von kleinen Araberpferden, welche von „Bakschisch“ heischenden, halbnackten Jungen geführt werden, während ein wunderbar gefärbter Abendhimmel über der Wüste liegt.

Es ist Nacht; leise plätschert das Wasser um den Schiffskiel; langsam geht die Fahrt weiter. Die hellen

Lucken des Schiffes spiegeln sich im Wasser und hin und wieder sieht man in der Ferne einige Lichter in einem Fellachendorfe aufblitzen.

Plötzlich wird es lebhaft auf dem Dampfer; barfüssige Matrosen springen umher, die elektrischen Klingeln des Kapitäns ertönen und des letzteren ruhige Stimme schallt durch die Stille der Nacht. Nun beginnen die Scheinwerfer über die Ufer zu huschen, der Dampfer stoppt und mit Interesse beobachten wir, wie die Lotsen in den kleinen Booten ins Wasser hinunter gelassen werden, wie sie die mächtigen Schiffstaue an den Pflöcken des Dammes befestigen. Während sich „Prinz Ludwig“ so nahe wie möglich dem Ufer näherte, kam uns langsam und majestätisch der schöne Lloyddampfer „Prinz Eitel Friedrich“ entgegen. Drei grosse Schiffe zogen an uns vorüber; hüben und drüben betrachtete man sich gegenseitig mit neugierigen Blicken, grüsste mit Tücherschwenken und freundlichen Zurufen aller Art. Lange noch tanzten die Lichter im bewegten Wasser und die am Mastbaum befestigte Bogenlampe leuchtete weit in den Kanal hinaus, aber nicht zur Weiterfahrt; denn unser Schiff war beim Ausweichen ganz sachte im Sand aufgefahren. Die Passagiere bemerkten es jedoch erst, als sie, anstatt in Suez zu erwachen, noch am selben Fleck standen. In der Tageshelle kamen wir aber bald los und durchfuhren nun beim schönsten Wetter, die wunderbar blauen Bitterseen.

Dann aber erhob sich plötzlich ein heftiger Wind und ein bräunlicher Nebelschleier legte sich über die ganze Gegend. In wilden Wirbeln kam der Khamsam, der richtige Sandsturm von der arabischen Wüste her. Urplötzlich war das Schiff in eine braune Sandwolke gehüllt, der rasende Wind fegte den Sand über das Deck bis in die Kabinen hinein.

Das Gehen auf Deck wird mühsam und der Sand dringt in die Haare, in Augen und Nase, er knirrscht zwischen den Zähnen — und doch muss man ausharren, doppelt und dreifach vermummt, um das seltene Schauspiel zu beobachten. Unterdessen ist es aber so düster geworden, dass der Kapitän stoppen lässt; vom Kanal ist weder vor- noch rückwärts etwas zu sehen. Wieder schwebt das Lotsenschiff am Kranen über dem Wasser und nun beginnt eine mühsame Arbeit für die Matrosen, die bei dem herrschenden Sturmwind die Taue kaum befestigen können. Nach einigen Stunden sind wir frei und fahren bis nahe der Station Geneffé; gleich nach den kleinen Bitterseen erhebt sich der Sturm aber mit doppelter Gewalt; unser Dampfer hat gerade noch Zeit in den zweiten Teil des Kanals einzufahren und dann sind wir wieder in eine Sandwolke gehüllt, welche das Stoppen zur Notwendigkeit macht. Wir haben Musse die Eisenbahnstation Geneffé zu betrachten; es ist trotz dem Sturm ein hübsches Bild, das sich uns bietet. Das

rote, niedere Stationshäuschen steht mitten in einer Gruppe von Dattelpalmen, Eucalypten, Fichten und reichblühenden Kirschbäumen; deutlich ist zu erkennen, was die Süsswasserleitung (filtriertes Nilwasser), welche bis nach Suez geht, für diese kleinen Orte bedeutet; selbst ein Gemüsegarten gedeiht hier mitten in der Wüste. Während auf der arabischen Seite der Samum Sandberge auf dem sogenannten Hyänenplateau zusammenwirbelt, sieht man auf der afrikanischen Seite in ziemlicher Entfernung, eine Palmengruppe und eine Steinhütte neben einem kleinen See; es soll dies die Mosesquelle sein, eine der schönsten Oasen.

Auf dem Dampfer ist es unheimlich stille geworden, da jedoch unser Missgeschick in Suez gemeldet worden war, erscheinen plötzlich kleine Boote mit arabischen Händlern und Türken, welche die Situation benützend, Früchte, Teppiche und Zigaretten an Bord verkaufen wollen. Der Sturm nimmt zu; zwei, drei Mal werfen die Lotsen die Schiffstaue über die Pflöcke und immer weht der Wind die schweren Seile ins Wasser. Ein kleiner Kahn, welcher am Damm befestigt ist, wird wie eine Nusschale umgekippt und weggeschwemmt.

Der Sturm hatte so lange am armen „Prinz Ludwig“ herumgeschüttelt, dass er nun auch richtig im Schlamm festsass und wir wieder bis zum andern Morgen im Kanal liegen bleiben mussten. Um die Situation zu

erheitern, wurden allerlei Geschichten über Schiffsunfälle erzählt; man erklärt uns, dass ein Dampfer, der im Kanal nicht loskomme, mit Dynamit gesprengt werden müsse, um den Durchgang wieder frei zu machen. Diese strenge Massregel lässt sich erklären, wenn man zu wissen bekommt, dass die Kanalgesellschaft bis zur Höhe von einer halben Million Tageseinnahmen verlustig gehen könnte. Wenn schon gesprengt sein müsste — dann lieber auf der Rückreise denkt der egoistische Passagier. Es heisst, ein Salzfrachtdampfer habe bei Ausbruch des Sturmes, hinter uns den Kanal nicht mehr erreichen können und sei auf ein Riff geraten; man müsse ihn sprengen. Wir vernahmen jedoch später, dass die gerettete Mannschaft sechs Wochen brauchte, um den Dampfer zu heben.

Man erzählt weiter vom roten Meer, in das wir am andern Tag kommen sollen, es sei seiner zahllosen unterirdischen Korallenbänke wegen oft sehr gefährlich. „Scheitert ein Schiff, so ist nicht an Rettung zu denken; ertrinkt man nicht, so wird man von einem Haifisch gefressen“, meint ein Herr tröstlich, während der Wind heult und durch die Luftschächte braust.

In der Hoffnung am andern Morgen in Suez zu erwachen, legt man sich in sein enges Kabinenbett.

Suez. Rotes Meer. Aden.

Der Morgen des 16. Februar bricht an, wir aber sitzen noch im Kanal. Das Wetter hat sich jedoch gebessert und die Sonne scheint schon über dem goldbraunen Wüstensand. „Prinz Ludwig“ ist seiner Fesseln los und gleitet, sich seiner Freiheit freuend, in den Hafen von Suez, nachdem er für den 160 Kilometer langen Kanal, 42 Stunden gebraucht hat und 13 Schiffe ungeduldig auf seine Ausfahrt harrten.

Die Berge hinter Suez ragen im herrlichsten Sonnenschimmer auf; die ferne Stadt mit Häusern und Türmen erscheint in weissglänzender Morgenbeleuchtung und doch liegt über Allem ein unbeschreiblich schöner, blauer Duft.

In Suez ist nur eine Stunde Aufenthalt; die Hafenformalitäten sind bald erfüllt, der Postmeister kommt schon mit der eisernen Postkiste an Bord und bald haben wir den Meerbusen von Suez hinter uns. Immer klarer zeigt sich die Sinai-Halbinsel; das Sinaigebirge wirft den blauen Nebelmantel ab und zeigt seine Gipfel in unsagbar zarter Rosenfarbe.

Nun sind wir also im roten Meer! Auf der geographischen Karte sieht es so gemütlich aus, rechts und links vom Festland eingerahmt und nun ist es

gleichwohl ein weites, offenes Meer mit tückischen Korallenklippen. Das rote Meer ist prächtig blau mit einem rötlich-violetten Schimmer, der dem Wasser etwas duftiges gibt, einen herrlichen Luftton. Es ist ziemlich kühl; die Wassertemperatur zeigt 11 ° C. Die prophezeite Hitze bleibt trotz dem wolkenlosen Himmel ganz aus.

Ob das Meer nun seinen Namen von den rötlichen Algenfaden hat, die oft auf den Kämmen der Wellen gaukeln, oder von den rötlich schimmernden, stark salzhaltigen (4. 98 v. G.) Küstenwellen — das rote Meer zeigt das schönste, klarste Blau und hat nur über den Korallenbänken grüne Farbentöne. Stundenlang kann man den Wellen zuschauen, wie sie sich, von der Sonne durchschienen, überschlagen, wie die weissen Schaumkämme versprühen in tausend glitzernde Tropfen. Bei Windstille ist das Meer glatt wie ein Bergsee; am Horizont verschwimmen Meer und Himmel in ein und dasselbe Blau, so dass die fernen Dampfer direkt in den Himmel hinein zu gleiten scheinen.

Gegen Abend tauchen viele Inseln auf; zwei Koralleninseln „die feindlichen Brüder“ genannt, stehen nahe beieinander; wir umfahren das Dädalusriff mit seinen herrlichen Formen und die vulkanische Sebergidgruppe. Dann folgen die zwölf Apostel, einer nach dem anderen. Es wimmelt von kleinen Inseln, die plötzlich aus dem Wasser aufzutauchen scheinen und

deren weisse Leuchttürme auch tagsüber als Warnsignale gelten können. Diese Felseninseln machen den Eindruck von Schneebergen, da sie teilweise von weissem Sand und von Salzablagerungen ganz überdeckt sind. Auf der Höhe von Massaua erscheinen die Inseln Duhlak, Farsan, Hebir, Djebel Fair und wie sie alle heissen mögen. Die englische Insel Perim, welche die Strasse Bab-el-Mandeb in zwei Teile teilt, passieren wir leider bei Nacht.

Was hatte man uns nicht alles vom roten Meer erzählt; vom starken Wind, von der unausstehlichen Hitze, von der drückenden Luft in den Kabinen, die man nachts nur allzugerne mit dem Deck vertausche! Es gab ja wohl einige Passagiere, die in Decken eingehüllt, auf ihren Liegestühlen schliefen und dann sehr wenig geistreiche Gesichter schnitten, wenn sie von Frühaufstehern umringt waren. Erklingt zufällig die Stundenglocke, welche nur die Vierstundenschicht angibt, dann wissen die Langschläfer erst recht nicht, woran sie sind. — Von Hitze hatten wir nie zu leiden und nahmen deshalb die angenehmsten Erinnerungen vom roten Meer hinüber in den indischen Ozean.

Am Morgen des 26. Februar erreicht „Prinz Ludwig“ den Hafen von Aden; d. h. er verankert sich in Steamer Point, da Aden auf der anderen Seite der Halbinsel liegt. Der Hafen von Aden ist so enorm gross, dass von ihm gesagt wird, alle Flotten der ganzen

Erde hätten darin Platz. Die schmale Landzunge, die Aden mit Arabien verbindet ist so nieder, dass sie oft kaum sichtbar ist und Aden als Insel erscheint.

Hohe zackige und kahle Felsen ragen über dem Hafen empor, an welchem diesseits nur die englischen Befestigungen liegen. Die Kasematten der Festung und die massenhaften Zelte liegen in brennender Sonne, nirgends ein Baum, nirgends ein Gesträuch! Ein schönes Viadukt führt von der Festung auf eine kleine Felseninsel, auf welcher die Schiesscheiben stehen. Ueberall flattern englische Fahnen, sogar auf dem höchsten Berge ragen drei riesige Flaggenstangen, gleich Kreuzen, in die Luft.

An Bord herrscht die übliche Hafenunruhe, obschon die Passagiere den Dampfer nicht verlassen. Um uns herum wird es lebendig auf dem Meer; in langen Zügen kommen Barkassen, Schiffe aller Konstruktionen, Araberboote; der Handel beginnt. Araber, Somali und Neger bringen Landesprodukte. Sie bringen bunte Körbe aus Palmenfasern geflochten, Straussenfedern samt den schützenden Blechbüchsen, geflochtene Fächer; sie zeigen Korallen- und Muschelhalsbänder, Bernsteinketten oder faustgrosse Bernsteinringe, welche die Araber an Lederriemen um den Hals tragen. Die geschmeidigen Kerle klettern auf ihren Booten herum, springen von einem Schiff ins andere, immer rufend, schreiend, anpreisend. Hier zeigt einer geflochtene

Lederschuhe, Strausseneier, ein anderer Antilopenhörner und Sägen des Sägefisches. Während „bessere“ Händler an Bord kommen dürfen, werfen die anderen von den Schiffen aus, mit grosser Geschicklichkeit steinbeschwerte Strohseile auf Deck und binden die gewünschte Ware daran; auf gleiche Weise wird das Geld zurückgeworfen. Madame, Froïlein, Signora, Lady, Miss, Master, Msiou, Err, tönt es in allen Sprachen hinauf und dabei leuchten die Augen und blitzen die Zähne. — Es ist ein sehr lebhaftes, wenn auch nicht so farbenprächtiges Bild, wie in Port Said, da die Eingeborenen nur schurzartige Tücher umbinden und den Oberkörper nackt oder mit einer alten europäischen Weste bedeckt haben, deren Farbe undefinierbar ist. Es sind schöne arabische Typen unter diesen Männern; alle haben sie prächtig weisse Zähne, schöne Augen und krauses Haar. Sehr eigentümlich stehen die weissen und sehr hässlich die roten Haare zu der dunkeln Haut. Liebenswürdige Schiffsgenossen erzählen uns, dass die Somali eine merkwürdige Prozedur durchmachen, um weisses Haar zu bekommen. Es war uns nämlich aufgefallen, wie mehrere Männer ihre Köpfe mit einer weissen Masse überstrichen hatten. Die Haare werden abrasiert und der kahle Kopf wieder mit einer kalkigen Masse bestrichen, bis die Haare erst in ein scheussliches Rot übergehen, nach und nach bleichen und schliesslich weiss werden. Ob dies die richtige Aus-

legung ist oder ob die Haare mit Henna rot gefärbt werden, konnten wir nicht erfahren.

Wenn die eingeborenen Händler an Bord sind, darf der englische „Policeman“ mit dem Gummirohr nicht fehlen, welches er nur zu oft benützen muss, wenn die zähe Gesellschaft nicht vom Dampfer wegzubringen ist und die Matrosen die Araber buchstäblich von der Schiffstreppe hinunter werfen müssen. Fällt dabei einer ins Wasser, so ist er im Handumdrehen wieder auf einem Boot.

Drückend heiss brennt die Sonne über uns; im englischen Lager ist keine Menschenseele zu erblicken und die heisse Luft zittert über den Zelten. Es lässt sich begreifen, wenn die Soldaten Aden „des Teufels Punschkessel“ nennen.

Im Hafen von Aden sollen viele Haifische sein; der indische Ozean zeigte uns jedoch noch keine. Die englische Regierung hat das Tauchen nach Geldstücken wegen der damit verbundenen Gefahr verboten; es humpelt ein armes Menschenkind auf dem Schiff herum, dem das eine Bein oben an der Hüfte abgebissen war.

Bis jetzt haben wir überhaupt wenig Meertiere gesehen, einige fliegende Fische, Delphine und eine schöne blaue Qualle, die, von einem Ruder getroffen, das Wasser dunkelblau färbte.

Die Mittagssonne brennt so heiss über den Sonnensegeln, dass alles erleichtert aufatmet, als die Anstalten

zur Weiterfahrt getroffen werden. Lange sieht man noch die zerklüfteten Felsen von Aden und die sandigen, weisschimmernden Ufer auf der afrikanischen Seite, welche von den schroffen Felswänden des Cap Guardafni abgeschlossen werden.

Um 4 Uhr ist die Insel Sokotra in Sicht. Wie wunderbare Märchenbilder sehen diese weissen Inseln im blauen Meere aus. Sokotra sieht so einladend aus und doch wohnt dort ein ungastliches Volk von Arabern, Negern und Hindu. Die Insel ist englischer Besitz und der Sultan steht unter englischen Gesetzen.

Die Küste von Sokotra zeigt einige Palmen, Baumwollfelder, Reis und Hirse.

Sokotra, die Lieferantin des besten Aloë, verschwindet und mit ihr das letzte Festland, bis wir nach sechs Tagen Colombo erreichen.

Leise sinkt die Nacht hernieder, die Sterne glänzen und spiegeln sich im Wasser wieder. Gleichmässig rauschen die Wellen um das Schiff; fern am Horizont tauchen rote und grüne Lichter auf; ein heimwärts ziehender Dampfer nimmt unsere Gedanken mit.

Der Schiffskalender zeigt Fastnacht; die Matrosen feiern ihr Fastnachtsfest auf dem Mitteldeck; sie tanzen unter sich bei den Klängen einer originellen Musik. Handharmonika, Flöte, Geige und Trommel geben einen fröhlichen Klang zum Schuhplattler. Geschmeidige junge Burschen haben sich als Mädchen herausgeputzt

und benehmen sich linkisch, verlegen und verschämt, wenn sie beim Tanze hochgehoben werden.

Am anderen Tage sollten auch die Passagiere ihren Ball haben, den ganzen Nachmittag sieht man die Damen in geheimnisvoller Weise Vorbereitungen zum Kostümfest treffen.

Ball. Sportspiele. „Prinz Ludwig".

Der „Prinz Ludwig" gleitet unmerklich weiter im indischen Ozean; in unendlichen Weiten liegt das Meer ruhig und glatt, kaum fühlbar schaukelt der Dampfer — die denkbar günstigsten Vorbedingungen für einen Ball an Bord. Abends erscheinen Damen und Herren in originell zusammengesetzten Kostümen zum Dîner; geschäftige Hände verwandeln unterdessen das Mitteldeck in einen Ballsaal. Zahllose Flaggen in allen Farben bilden bunte Wände; rote, weisse, blaue, grüne Glühbirnen werfen ihr magisches Licht über die tanzende Gesellschaft. Die Wellen tanzen und spielen lustig mit den farbigen Kugeln, die sich im Wasser spiegeln. Fast hätte man wünschen mögen auf dem Dampfer zu sein, der eben unsern Kurs kreuzte, um unser festlich geschmücktes Schiff von dort aus zu sehen.

Der andere Morgen brachte den ersten, prachtvollen Sonnenaufgang im indischen Ozean. Die ganze weite Meeresfläche lag in einem wunderbaren Rosenschimmer. Gleich zerklüfteten Bergen erhoben sich rotgoldene Wolken am Horizont; die Sonne stieg aus einem rotglühenden Vulkan und verbreitete ihre Strah-

len funkelnd und glühend wie flüssiges Metall. Langsam kroch die Sonnenscheibe empor, bis die ganze Feuerkugel endlich, alles mit strahlendem Lichte übergiessend, aus dem Meere tauchte. Bewegungslos, wie ein stiller See lag das Meer; nur am Kiel schäumte und spritzte das Wasser hoch auf und sprühte in allen Farben. Noch war es stille an Bord; ungestört konnte man das grossartige Schauspiel dieses Sonnenaufgangs geniessen.

Nachmittags begannen die Sportspiele, welche viel Leben unter die etwas apathisch gewordenen Passagiere brachte. Meistens haben die Zuschauer den grössten Spass. Beim Kartoffelrennen ist es nicht leicht auf dem harten, schwankenden Schiffsboden, die in gewissen Distanzen hingelegten Kartoffeln in Eile aufzunehmen und in die bereitstehenden Eimer zurückzubringen. Gewöhnlich sind die Bewegungen der aufgeregten Teilnehmer zu unruhig und befördern das Hinfallen, für welches natürlich die Zuschauer nur ein spottendes Gelächter haben. Drollig sieht es auch aus, wenn die Damen mit ernsten Gesichtern und hochgezogenen Augenbrauen, ein am Boden liegendes Ei mit einem Löffel aufzunehmen versuchen und es sorgfältig zum Ziel zurücktragen. Ganz komisch sind die Herren als Modistinnen. Vor zwei weiblichen und einem männlichen Schiedsrichter sitzen fünf Konkurrenten mit ernsten Mienen. Jeder Teilnehmer bekommt

einen ungarnierten Hut in die Hand und darf den nötigen Schmuck an Bändern, Schleiern, Blumen selbst auswählen. In zehn Minuten muss der Hut mit Stecknadeln geschmackvoll garniert sein. Dieser Eifer, diese ernsten Gesichter, dieses beständige Drehen und Wenden von Hüten und Bändern, es ist zum Kranklachen. Die einen Herren kommen vor Aufregung nicht vorwärts, die andern infolge allzugrosser linkischer Ruhe. Die Farbenzusammenstellungen und Formen, die bei diesem Wettbewerb entstehen, gehen weit über den modernsten Horizont.

Den Sportstag krönt abends ein hübscher, origineller Ball; Damen und Herren müssen durch irgend einen Kopfputz oder auf andere Weise den Titel eines Buches in möglicht einfacher, aber leicht verständlicher Form markieren. Da hatte die Phantasie freien Spielraum.

Der 26. Februar brachte starken Wellenschlag und es war eigentümlich, wie rasch sich das gewohnte Bild auf Deck veränderte. Die meisten Passagiere wurden stiller, lagen unbeweglich auf ihren Stühlen, verschwanden ganz oder schlichen mit bleichen Gesichtern umher. Die Schiffsjungen grinsten boshaft!

Es war wunderbar wie sich die vom Winde gepeitschten Wogen aufbäumten und, von der Sonne durchschimmert, brausend, tosend, klatschend in Mil-

lionen glänzender Tropfen zurückfielen. Ganze Reihen fliegender Fische flohen vor irgend einem Meerungetüm, gleich silberglänzenden Schwalben über die Wellenkämme, um plötzlich in senkrechter Linie im Wasser zu verschwinden. Wenn man die Fische durch das Glas betrachtet, sieht man sie mit eingebogenem Rücken fliegen, während sie die hochgezogenen Vorderflossen aufheben, als wollten sie dieselben mit ängstlich graziöser Bewegung vor der Nässe schützen.

Nur zwei Tage trennten uns noch von Ceylon! Am 28. Februar fuhren wir bei den Malediven vorbei, deren Korallenriffe die Dampfer sorgfältig umgehen müssen. Wir streifen ziemlich nahe die Insel Minikoi; das Ufer ist von herrlichem Palmenwald umsäumt, in dessen Mitte ein hoher, weisser Leuchtturm steht. Wie eine Fata Morgana sieht man die fernen Inseln im blauen Duft. Es war, als könnte man den weissen Palast des „Sultans der 1000 Atolle“ auf einer kleinen Insel erblicken, deren Ufer von aufschäumendem Gischt und weissem Sand wie eine weisse Wolke im blauen Wasser lag. Minikoi ist wie eine Märcheninsel; hört man von ihr sprechen, so möchte man das dort herrschende Leben in seiner ungestörten Ursprünglichkeit betrachten können. Der Sultan der Malediven untersteht der englischen Regierung; doch sind Sitten und Gebräuche der Eingeborenen unverändert geblie-

ben. Die Hindu handeln noch mit der Cypraea moneta, der Kaurimuschel, mit den 2—3 cm. grossen Schneckenmuscheln, welche im indischen Ozean vorkommen.

Wenn wir von den inneren Schiffsräumlichkeiten noch etwas sehen wollen, so muss es heute geschehen, denn morgen wird Ceylon in Sicht sein. In freundlicher Weise führt uns der Zahlmeister in den Räumen herum, die gewöhnlich dem Passagier verschlossen bleiben. Auf dem Bootdeck hatten wir uns schon die zwölf Rettungsboote beschaut, welche alle ausgerüstet und mit der eisernen Ration versehen sind. An den Aussenwänden stehen die Kabinennummern notiert, deren Inhaber im Notfall zu dem betreffenden Boot gehören. Ob sich in Angst und Schrecken die zu einander gehörenden Nummern finden mögen?

Im Turnsaal stehen die verschiedenen Einrichtungen für Massage, Muskelübungen, Pferdereiten, Kamelreiten etc. Dieser Gesundheitssport ist namentlich für Herren eine angenehme Beschäftigung. Ein deutscher Jüngling macht seine Reitübungen so gewissenhaft, dass er jeden Morgen in Reithosen und Reitstiefeln samt Sporen auf dem Bootsdeck erscheint, was überall eine gewisse Heiterkeit erregt, die sich auch über zwei amerikanische Pfarrherren erstreckt, welche in Kniehosen, dreimal des Tages wie Rasende auf dem Deck herumrennen, Stühle, Tische und Menschen anstossend, als ob sie ihr Leben retten müssten.

Wir folgen unserem Führer durch lange Gänge und steile Treppen hinunter zum Gepäckraum, wo Koffer und Körbe bis zur Decke aufgestapelt sind; nebenan ist ein Vorratsraum mit zahllosen Regalen an den Wänden, die mit Konservenbüchsen aller Dimensionen vollgestopft sind. In grossen Kisten und Holzfässern sind die Spezereien untergebracht. Durch eine schwere, eiserne Doppeltüre gelangen wir plötzlich in eine Wintertemperatur von 1—2° minus, in den Fleischraum. In früheren Zeiten führten die Schiffe lebende Tiere mit sich; hier hängen nun gefrorene Viertelochsen, halbe Kälber, Schweine und Schafe an der Decke. An den Wänden glitzern und schillern in allen Farben grosse Bündel Fische und am Boden sind grosse Büchsen mit Tafelbutter aufgespeichert. Einer Hausfrau müssen die Haare zu Berge stehen, wenn sie vernimmt, dass auf dem „Prinz Ludwig" per Tag 450 kg. Fleisch und 1000 Eier verzehrt werden, welche, nebenbei bemerkt, jedes einzeln in einem Kartonfach liegt.

In einem andern halbkühlen Raum liegt prächtiges Gemüse; ganze Berge von Blumenkohl, Rüben, Weisskraut und daneben Apfelsinen, Bananen, Aepfel, Birnen und Trauben. Ein Eisschrank enthält eine Menge Kartonschachteln, in welchen das Fruchteis fertig zubereitet liegt; man hat nur den Karton zu entfernen und das Gefrorene auf den Teller zu legen.

Mit schmunzelndem Gesicht führt man uns in die wichtigste Gegend, in den Flaschenweinkeller, in welchem jede einzelne Flasche, mit und ohne Goldkappe, liebevoll eingepackt, in einem Holzfache liegt. Wir steigen noch weiter hinunter und befinden uns nun 13 m. unter dem Meeresspiegel, schade, dass keine Glaslucken da sind! Braune Kartoffelberge stehen vor uns, aus welchen grosse Luftrohre aufragen; wir werfen noch einen Blick in die enormen Bier-, Wein- und Schnapskeller und in den noch tiefer liegenden Kohlenraum und sind dann froh aus der dumpfen Luft wieder an die Oberfläche zu steigen. In der Nähe der übelriechenden Chinesenküche ist der Wasch- und Bügelraum, in welchem die langbezopften Wäscher in blauen Jacken, ruhig ihre Arbeit verrichten; treppauf, treppab rennen die Chinesen mit der fertigen Wäsche herum, immer sorgsam den gefährdeten Zopf aufnehmend, wie eine Dame ihr Kleid.

Von der Sprache der Matrosen versteht man wenig; ihr Plattdeutsch ist uns beinahe unverständlich; hin und wieder hört man einen Witz: „Kerl, du futterst ja wie ein Passagier!“ und anderes über die Esslust und Faulheit der Reisenden.

Es ist natürlich vorteilhaft, sich gut mit den Stewards zu stellen, besonders mit dem Decksteward, dessen Hülfe man nötig hat, wenn am Morgen die Jagd nach der Sonne und am Nachmittag das Rennen

nach dem Schatten beginnt, um einen günstigen Platz für seinen Liegestuhl zu erwischen. Es ist ja auch herrlich so langhingestreckt zu liegen, so lange nichts Interessantes zu sehen ist.

Am schönsten haben es die Kinder auf diesen grossen Dampfern; von Seekrankheit wissen sie meistens nicht viel. Sie haben ein eigenes Esszimmer, ein Spielzimmer, dürfen überall umherspringen, wenn sie nicht gar zu laut sind und auf dem Mitteldeck steht eine riesige Segeltuchmulde mit Spielsand, in welchem die kleinen Hände nach Herzenslust wühlen können.

Rasch nähern wir uns nun Ceylon; es herrscht nach den Tagen der Faulheit etwas regeres Leben an Bord. Wer in Colombo den Dampfer verlassen will, rennt hin und her, vom Gepäckraum in die Kabine. Matrosen und Stewards sind von unheimlicher Höflichkeit und der Kapellmeister schaut die Kabinenkarten nach, auf welchen das Reiseziel der Insassen angegeben ist. Das sogenannte „Captain's dinner" ist auch unsere Henkersmahlzeit, deren Grossartigkeit kaum zu beschreiben ist. Die Mannigfaltigkeit der Gerichte, die geradezu kunstvolle Ausschmückung derselben ist bewunderungswürdig. Essbare Schiffe, Leuchttürme, Brükken, Häuschen; allerlei nachgeformte Seeungetüme, alles mit Bändern und Fähnchen verziert, schmücken die Tische; es tat einem ordendlich leid, die Kunststücke

zu zerstören und es brauchte mehr als einen Straussenmagen, um sich nur in bescheidenem Masse „durchzuessen".

Mit unseren lieben Tischgenossen, mit welchen wir uns in den wenigen Wochen so gut befreundet hatten, feierten wie am Abend einen kleinen, intimen Abschied bei hellem Sternenschein.

Am 1. März machte sich frühmorgens schon die Nähe des Festlandes bemerkbar; das Schiff schaukelte unbarmherzig; wollte man in der Kabine zur Türe, so stand man plötzlich und ungewollt am Fenster. Das Einpacken wurde beschwerlich, da auch der Kopf anfing, die Schwankungen des Schiffes mitzumachen! Um 11 Uhr meldete die Dampfsirene: Land in Sicht! Wir näherten uns Ceylon; was seit Monaten wie ein Traum vorgeschwebt, sollte nun Wirklichkeit werden. Wer hörte nicht schon in der Schule mit leuchtenden Augen zu, wenn der Lehrer, so gut es ihm seine Phantasie erlaubte, von der paradiesischen Insel erzählte, von den Schönheiten der tropischen Natur? Wer fühlte nicht damals schon den Wunsch aufsteigen, solche Herrlichkeiten mit eigenen Augen sehen zu dürfen?

Wir nähern uns dem weisschimmernden Ufer, welches die blauen Wogen umsäumen. Einzelne Berge tauchen auf; nach und nach kann man Kirchen, Leuchttürme unterscheiden, dann die Häuser, den Hafen, Schiffe und langsam, wie ein stolzer Sieger, gleitet

„Prinz Ludwig“ in den schönen Hafen von Colombo. Eine drohende Wetterwolke hat sich verzogen; der Himmel zeigt nur noch wunderbar duftige, sternartig ausgebreitete Federwolken und einen in intensiven Farben strahlenden Regenbogen. Ein grosser Habicht fliegt dicht über uns, so dass man das schöne Rot der unteren Flügelfedern sieht. Der Dampfer fährt langsam im Hafen und lässt uns Zeit den ungewohnten Anblick mit Musse zu betrachten. Das Ufer umgeben prächtige Palmenwälder, unterbrochen von rot blühenden Gebüschen. Im Hafen liegen unzählige Dampfer vor Anker; die eigenartigen singhalesischen Boote mit den Auslegerstangen und die gedeckten Maledivenschiffchen schlängeln sich überall durch; braune Menschen führen sie mit merkwürdigen Rudern, die grossen kupfernen Löffeln ähnlich sehen.

„Prinz Ludwig“ zittert durch den ganzen Schiffskörper; die Ankerkette rasselt ins Wasser! Während das Ausschiffen langsam vor sich geht, kommt schon die Kohlenflotte angezogen; Berge von Kohlen verschlingt des Schiffes Riesenleib. Die braunen Gestalten der Eingeborenen klettern wie Affen mit schweren Kohlenkörben zum Dampfer empor, indem die leeren Schiffe rasch, unter eintönigem Gesang der Schiffer zurückgeführt werden.

Fremde Dampfer rüsten sich zur Ausfahrt, überall klirren Ketten, ertönen Kommandorufe, Dampfsirenen,

Glockenzeichen; es schreit, stöhnt, pfeift über dem Wasser, während mit fabelhafter Behendigkeit noch Ballen, Teekisten, Fässer etc. eingeladen werden.

Endlich kommen die kleinen Dampfbarkassen, Schiffe, die kleinen Boote, allen voran das Lloydboot mit dem blauen Schlüsselbanner. Es geht an ein zerstreutes Händeschütteln links und rechts; auf Wiedersehen in Colombo!

Mitten unter dem schreienden, rufenden, anpreisenden Volke, unter ungeduldig drängenden Passagieren, eingeklemmt zwischen Koffern aller Dimensionen und Trinkgelder heischenden Gestalten, hören wir endlich trotz dem babylonischen Stimmengewirr, eine liebe, wohlbekannte Stimme. Mit einem Seufzer wirklicher Erleichterung begrüsst man einen Freund, der Land, Leute und Sprache der Eingeborenen kennt. Man fühlt sich plötzlich geborgen und kann sich nun besser, voll und ganz dem Eindruck hingeben, der den Neuling beinahe überwältigt, so sehr, dass er nach herzlicher Begrüssung alles um sich her vergisst und nur mit weit geöffneten Augen um sich schaut. Am Ufer winken Palmen und blühende Gebüsche, deren junge Triebe aus der Entfernung aussehen wie grosse gelbe Blumen. Die hochgepeitschten Wogen werfen weisse Schaumwolken über den Ufersand.

Es war mittags 1 Uhr als wir endlich landeten, die Sonne brannte entsetzlich, trotz Tropenhut und

Tropenschirm und leichter Kleidung genügte die kurze Strecke bis zum nahen Hotel, um uns in Hitze aufzulösen. Trotzdem setzt man klopfenden Herzens den Fuss auf Ceylon's Boden. Tritt fest auf, damit du's fühlst, dass es kein Traum! Sei dir dankbar bewusst, dass dir grosses, unverdientes Glück zuteil wird und gedenke dankbaren Herzens der beiden lieben Menschen, welche dir zu diesem Glücke verhalfen!

Colombo.

Das Grand Hotel Continental, kurzweg G. O. H. genannt, liegt nur wenige Meter vom Landungsplatze entfernt. Aus der Ferne hatte das Ufer und seine Umgebung nur weisse und blaue Farben gezeigt, so dass man sich unwillkürlich auf starke Blendung gefasst machte; nun finden wir in Wirklichkeit alles rot! Anstatt blendend weisse Strassen, sehen wir roten Lateritboden und die grossen Gebäude längs dem Hafen sind meist aus roten Backsteinen gebaut. Nur das Denkmal der Königin Victoria ist blendend weiss; die Bedauernswerte sitzt auf hohem Stuhle an der glühenden Sonne und bewillkommt Ceylon's Gäste.

Im G. O. H. sind wir gut untergebracht; wir haben ein grosses, hohes Zimmer mit prächtiger Aussicht auf den Hafen. Nach kurzer Ruhe fahren wir nach Mount Lawinia, wo wir unsere Schiffsbekannten treffen wollen. Wir sind plötzlich in das rege Leben einer Grosstadt versetzt und es bietet sich uns so viel Neues und Interessantes, dass man beinahe von einem Schwindel ergriffen wird. Unsere Fahrt geht am alten portugiesischen Fort entlang; nach einer Wendung kommen wir zum Gouvernementsgsbäude, das unter grossen Tamarinden- und prächtigen, rotblühenden Malvenbäumen versteckt

liegt. Plötzlich, mitten in der Stadt, sehen wir den Leuchtturm vor uns, der nicht nur meilenweit ins Meer hinausleuchtet, sondern auch Glockenturm ist und in Colombo die Zeit verkündet. Wir fahren ein gutes Stück dem Meeresstrand entlang, am schönen Gall Face Hotel vorbei, das mit seinen prächtigen Loggien und Hallen, von einer wunderschönen Palmengruppe umrahmt, dicht am Meer liegt. Wie schön sind diese Kokospalmen mit ihren glatten, weissen Stämmen; wie plump sind dagegen die Dattelpalmen.

Wir sind mitten in das bunte Leben der Eingeborenen versetzt. Nachdem wir eine grosse Anzahl schöner Villen und Bungalows gesehen, die mitten in wunderbarer Vegetation, geheimnisvoll winken, gelangen wir in eine Bazarstrasse, die wie eine fortlaufende Strasse von Jahrmarktsbuden aussieht. In kleinen, niederen Hütten, deren Dächer mit Palmenblättern gedeckt sind, scheinen sämtliche Produkte Ceylon's aufgestapelt zu liegen; Bananenbüschel mit hunderten von Früchten, grüne Apfelsinen, rote Pfefferschoten, Kokosnüsse, gekochter Reis in Palmblattbeuteln; in der Hütte nebenan sitzt hämmernd ein Schmied; ein Schneider sitzt mitten auf der Strasse an seiner Nähmaschine und der Barbier seift öffentlich seine Kunden ein. In raschem Fluge zieht Bild um Bild vorüber. Bald lernt man Singhalesen und Tamilen unterscheiden. Erstere haben eine hellere Hautfarbe und sind anders gekleidet, als die

Tamilen. Die Singhalesin trägt ein buntes Tuch um die Hüften und dazu eine gewöhnliche Jacke, meist weiss und oft mit Spitzen besetzt. Die dunklere Tamilin dagegen trägt sich viel kleidsamer; ein 8—10 m. langes Tuch, Silo, wird hinten am Rücken in Falten gelegt und hierauf mehrere Male um die Hüften geschlungen, in malerischen Falten über die eine Achsel geworfen und schliesslich als Gürtel um den Leib gebunden. Junge Tamilenfrauen mit den wohlgeformten, bronzefarbenen Achseln, die feinen Glieder mit eigenartigem Schmuck beladen, sehen wunderhübsch aus; besonders, wenn sie noch einen kleinen, nackten Kerl mit blitzenden Augen und schneeweissen Zähnen, rittlings auf der Hüfte tragen. In Colombo ist die braune Jugend allerdings schon etwas zudringlich; diese reizenden Rangen mit den schlanken Körperchen, den feinen Gliedern, dazu die schwarzen Kirschenaugen unter einem wirren Dach von blauschwarzen, krausen Locken — diese kleine Bande ist zum Malen. Sind die zierlichen Händchen vielleicht auch etwas schmutzig, wenn sie Blumen anbieten, was tut es? Singhalesen und Tamilen tragen den Saron um die Hüften, das ziemlich enge Tuch; der Oberleib ist meist nackt oder mit einer gewöhnlichen Jacke bedeckt. Die Kopfbedeckung ist dagegen sehr verschieden; die Singhalesen tragen runde Kämme, wie ein Krönchen auf der vorderen Seite des Kopfes, deren Enden nach vorne zu schauen, während

die Tamilen turbanähnlich gewundene, bunte Tücher auf den Kopf legen. Der stärkere Tamile nimmt die schweren Lasten auf den Kopf, der Singhalese trägt auf der Achsel, an der elastischen Blattfiber der Kitulpalme, schwere Bündel, Kessel, Eisenschüsseln mit grossen Brotfruchtkuchen.

Der Weg nach Mount Lawinia zeigt uns schon herrliche Tropenvegetation; links und rechts der Strasse erheben sich Kokospalmen, Arekapalmen, Bananen, und blühende Gebüsche schmücken den Wegrand. Längst vergessene lateinische Namen kriechen wieder an die Oberfläche des Gedächtnisses und mit warmem Danke gedenkt man des guten Botanikers!

Das Hotel Mount Lawinia ist etwas erhöht, dicht am Meer gelegen; durch prächtigen Palmenwald führt hier die Bahnlinie nach Galle vorbei. Unten am Hotelgarten liegen rote Felsblöcke, umgeben von Kokospalmen, die sich in prächtigen Linien dem Wasser zuneigen. Das Meer liegt so weit und ruhig da, so stille, wie eine zufriedene Menschenseele; der Himmel ist etwas trübe; nur am fernen Horizonte zieht sich ein breiter, sonnebeschienener Streifen dem dunkelblauen Wasser entlang. Kleine, aufspringende Wellchen tanzen wie silberne Irrlichter auf dem offenen Meere und nur am Strand schwingt sich die schäumende Sturzwelle über die Felsen und bedeckt sie sekundenlang mit schneeigen Flocken.

Die Kokospalmen hängen voller gelber Nüsse; unser liebenswürdiger Cicerone heisst einen der Singhalesen eine der halbreifen Früchte herunterholen, um uns von dem durststillenden Wasser der Kurumba versuchen zu lassen. Rasch hatte sich der Junge aus einem Palmblatt einen Reif geformt, in welchen er die Füsse steckte und so den langen, glatten Stamm hinauf, bis zu den Kokosnüssen rutschte. In kurzer Zeit kam er zurück, sprang leichtfüssig zu Boden, schnitt den oberen Teil der Kokosnuss ab und machte eine bequeme Schnautze zum Trinken in die Frucht. Alles ging fabelhaft schnell vor sich. Die Kurumba, wie die unreife Kokosnuss heisst, war bis obenauf voll opalisierendem Wasser, das einem wirklich Dürstenden gewiss eine Labung gewesen wäre; wir aber fanden es zu blöde, zu süsslich im Geschmack.

Die Sonne versinkt ohne Strahlen, wie eine Feuerkugel. Langsam kommen die Boote zum Strand. Die schmalen Einbäume sind sehr Zutrauen erweckend mit den Auslegerstangen, die durch zwei ca. 3 m. lange Querstangen am Schiff befestigt sind. Selbst bei hoher See werden diese Boote nicht leicht umkippen.

Ueber uns hatte sich der Himmel verfinstert; ein tropisch reichlicher Gewitterregen jagte uns rasch nach Hause. — Nach drei Wochen wieder einmal in ein richtiges, ungeschaukeltes Bett zu kommen, ist eine Annehmlichkeit, die wir zu schätzen wissen.

Neugierde und Colombokrähen wecken uns früh am anderen Morgen. Der Himmel färbte sich rosig und die Sonne stieg glänzend auf über dem ersten Tag in Ceylon. Von unserem Balkon aus können wir den weiten, 1875 erbauten Hafen überblicken; es liegen eine Menge Schiffe vor Anker. „Prinz Ludwig“ liegt noch ruhig, aber seine Schlote rauchen; fast konnte es einem leid tun, nicht mit den neugewonnenen Freunden nach Bangkok fahren zu können.

Unten auf der Strasse waren die schwarzbefiederten Strassenreiniger emsig an der Arbeit; mit den drolligsten Sprüngen hüpfen die Raben herum, stehlen alles weg, und reinigen buchstäblich die Strassen von allem Unrat.

Wir stehen auf Ceylon's Boden, auf der 65,998 Quadratkilometer grossen Insel. Es wäre schwer, alle Namen anzuführen, unter welchen Ceylon bekannt ist, Singhala, Nagadipa, Lankadiva, Serendib und eine ganze Menge anderer Namen werden da und dort gelesen und gehört.

Der höchste Berg der Insel ist der Pedrotallagalla mit 8300 und der Adamspeak mit 6723 Fuss.

Im Jahre 1506 landeten Portugiesen auf Ceylon und wollten die Singhalesenkönige verdrängen. Das Singhalesenvolk wehrte sich tapfer, besonders nachdem es Kriegsführung und Gebrauch der Waffen den Feinden abgeschaut hatte. 1602 kamen Holländer und boten dem singhalesischen König ihren Schutz an, um die

Portugiesen, welche die Eingeborenen je länger, je mehr unterdrückten, zum Rückzug zu zwingen. Als die Holländer so weit gekommen, waren sie es, die das arme Volk verfolgten. Rajah Sinha wurde von beiden Seiten hin und her geworfen, so dass es für ihn günstig war, als im Jahre 1795 Grossbritannien ein Heer nach Ceylon sandte, das in kurzer Zeit sowohl portugiesische, als holländische Festungen eroberte. Rajah Sinha wurde jedoch 1815 von den Engländern vor den versammelten Häuptlingen des Volkes abgesetzt. Seither leben die Eingeborenen in Frieden und Ruhe.

Das Kolonisationstalent der Engländer zeigte sich schon damals in der Art, wie sie Singhalesen und Tamilen etc. zu ruhiger Anerkennnng der englischen Herrschaft zu führen wussten. Noch jetzt leben die Eingeborenen ungestört in ihren Sitten und Gebräuchen, in ihren verschiedenen Religionen, ein stilles und anspruchsloses Leben.

Jede der neun Provinzen hat ihren Gouverneur, unter dessen Anordnungen sich das Volk zu fügen hat.

Im Laufe der Jahre wanderten Tamilen ein; es kamen Parsen, feueranbetende Perser, welche vor den Mohammedanern geflohen. Inder, Afghanen, Indo-Araber, Chinesen, Malayen, Eurasier etc. etc. suchten eine Heimat auf dem schönen Ceylon.

Bald lernt man die verschiedenen Volksstämme an ihren Kleidungen unterscheiden. Die kahlrasierten

Indo-Araber tragen hohe Turbane; die Parsen kleine farbige Mützen, die Moormen ganz flache, oft hübsch gestickte Mützen. Die Afghanen in weiten, weissen Beinkleidern und gleichem Oberkleid, zeigen sich ebenfalls in turbanähnlichen Kopfbedeckungen.

Die Ausfuhr aus Ceylon ist enorm; hat doch die Insel allein schon über 30 Millionen Kokospalmen, deren Nützlichkeit ganz bedeutend ist. Ceylon liefert Reis, Zimt, Kaffee, Tee, Gummi, Kokosnüsse, Indigo, Muskat, Kakao, Vanille und Bittersalz aus den Salzlagunen etc. etc., allerlei Metalle, Edelsteine, Perlen! Muss es nicht eine Freude sein, auf so reichem Boden herumzuwandeln?

Das Leben in den Strassen von Colombo kann man am besten während einer Rickshawfahrt beobachten; der leichte, zweiräderige Wagen ist bequem und der Cooly springt leichten Fusses und scheinbar ohne jede Anstrengung über den roten Gneisboden. Rasch kommt man über das unangenehme Gefühl, von einem Menschen gezogen zu werden, hinweg und schaut behaglich die Strassenbilder an. Wir fahren durch herrliche Akazienalleen; wie in einem Kinematographen sehen wir das Slave Island, den kleinen Süsswassersee, die sogenanntenZimmtgärten an uns vorübergleiten. Ein prächtiges Gebäude ist die hohe, luftige Kaserne mit den schönen Loggien. Ueberall herrscht reges Leben; ein farbiges Bild löst das andere ab und es ist keine Möglichkeit, am ersten Tage alles zu erfassen.

Das Museum in Colombo.

Mit sehr gespannten Erwartungen fuhren wir durch den Victoriapark vor das britische Museum. Das Gebäude liegt in einem schön gepflegten Garten, in welchem der prächtig grüne, englische Rasen ein Hauptschmuck bildet. Ein herrliches Exemplar einer Ravenalapalme, auch „traveller's tree“ genannt, fällt besonders in die Augen. Wie ein Pfauenrad stehen die einzelnen Blätter fächerartig links und rechts des Stammes. In den weiten, hohlen Blattschäften bleibt das Regenwasser aufbewahrt und bietet im Urwald wohl oft dem dürstenden Eingeborenen den erquickenden Trank.

In den unteren Hallen des modern gebauten Museums befinden wir uns gleich mitten in einer Menge von liegenden, sitzenden und stehenden Buddhastatuen aus Holz, Bronze, Elfenbein, Messing etc., mehr oder weniger kunstvoll ausgeführt. In den Glasschränken sind meist antike, kleine Buddhas für Hausaltäre und Modelle von Dâgobas ausgestellt. Die glockenförmigen, oft reich mit Gold und Edelsteinen geschmückten Reliquienschreine sollten wir später in enormen Dimensionen im Innern des Landes zu sehen bekommen.

Unter einer funkelnden Aufstellung von Edelsteinen, meist aus Ratnapura (Edelsteinstadt) und Matara stam-

mend, steht das kostbare Modell des h. Buddhazahnes, welcher im Tempel von Kandy untergebracht ist. Auf dem treppenförmigen, mit Silberrelief reich dekorierten Sockel, liegt der Elfenbeinzahn mitten in einer goldenen Lotosblume. Drei Säulen stützen über derselben eine wunderschön gearbeitete Glocke, welche wie ein umgestülpter, reich verzierter Silberpokal aussieht. Im selben Glaskasten sehen wir wunderbar schönen, alten Singhalesenschmuck, wie Halsbänder, Diademe, Haarpfeile, wahre Kunstwerke; es blitzt und funkelt von Rubinen, Saphiren, von Matara-Diamanten, den hellgebrannten Zirkonen, es gleissen und glitzern die goldenen Blätterranken an jedem Gegenstand.

In einem Schrank hängt der vollständige Galaanzug eines Maha Mudaliyar, eines Obersten der Dorfhäuptlinge im Innern des Landes. Hut, Gürtel und Schwert sind mit Silber und wertvollen Steinen geschmückt.

Grosses Interesse bieten die Gegenstände, welche von den Malediven stammen. Von diesen Inseln erzählt der Museumsführer viel Interessantes. Die Atollinseln sind meistens Ringinseln mit einer Lagune in der Mitte.

Der Sultan der Malediven, Ibrahim Noorudin Iskander, lebt als englischer Untertan in Malé; er ist als ungewöhnlich prachtliebend bekannt und seine Festlichkeiten müssen in ihrer Pracht und Eigentümlichkeit ganz ausserordentlich schön sein. Das indo-arabische

Volk scheint bis in die Fingerspitzen künstlerisch angelegt zu sein, nach allem, was man hier sieht. Der gewöhnlichste Gegenstand im Haushalt ist gemalt, geschnitzt oder eingelegt; selbst die Buggalows, die Maledivenboote, sind mit hübschen Ornamenten bemalt. Auch der Schmuck ist eigenartig schön; kunstvoll ausgeführte, filigranartige Halsketten, Armspangen, Ohrringe und Nasenringe. Nasensternchen, kleine Rubintrauben mit baumelnden Perlen müssen, in der Nase hängend, viel Effekt machen!

Die Maledivenfrauen sind geschickte Spitzenklöpplerinnen; sie benützen ein eigenartiges, rundes Kissen auf hohem, bunt lackiertem Fuss, vor welchem sie zur Arbeit am Boden sitzen.

Auf Schritt und Tritt überrascht der hochentwickelte Kunstsinn des Singhalesenvolkes. Man muss namentlich alten Singhalesenschmuck gesehen haben, um einen Begriff von reichem Schmuck zu bekommen. Hohe Halsketten, mit unzähligen rubinenbesetzten, senkrecht stehenden Goldgliedern legen sich schlangengleich um den Hals. Ketten und Armspangen mit erhabenen Silberornamenten und gewichtige Ohrringe, wie sie schon auf den 1500 Jahre alten Fresken der Sigiri-Felsenwohnung zu erblicken sind.

In einem kleinen Glaskasten liegen sehr kostbare Büchsen und Schatullen mit reichem Gold- und Edelsteinschmuck. Die eingeborenen Goldschmiede benützen

überall gerne die Cobra; der biegsame Schlangenkörper, der grosse Haubenkopf mit den funkelnden Augen, lässt sich schön für Leuchter und Lampen verwenden, welche entweder aus elfenbeinbelegtem Sandelholz oder aus farbig emailliertem Messing angefertigt werden.

Ein lustiges Intermezzo unterbricht unseren Rundgang. Wir treffen plötzlich mit drei Singhalesinnen zusammen; wir betrachten sie vom Kopf bis Fuss, vom schönen Haarschmuck bis zu den glänzenden Zehenringen und können es fast nicht verstehen, dass sie auch an uns etwas zu sehen finden und doch stehen sie mit weit offenen Augen da und starren uns beinahe ängstlich ins Gesicht! Weiss und schwarz betrachtet sich mit Neugierde!

Die Elfenbeinschnitzereien, die wir zu sehen bekommen, beweisen, wie ausserordentlich scharf die Eingeborenen ihre Zeichnungen der herrlichen Tropennatur abzulauschen vermögen. Wir betrachten lange die verschiedenen geschnitzten Priesterstäbe, Stöcke und Priesterfächer, Schlingpflanzen aller Arten, Lianen, Blätterranken und Früchte, Elephanten, Affen, Vögel; alles ist mit seltener Vollendung bearbeitet.

Wir fangen schon an, etwas rascher bei den Schränken vorbeizugehen; die Hitze ist ermattend und Erschöpfung macht sich geltend. Wir gehen ohne Aufenthalt bei Schiffsmodellen, bei Muschelschmuck und Tempeldekorationen von Jaffna vorbei. Ein grosser

Schrank mit scheusslichen Teufelsmasken hält uns noch auf, von welchen es heisst, dass sie verschiedene Krankheiten darstellen sollen. Teufelstänzer legen die Masken vor und suchen mit wunderlicher Musik und rasendem Tanz den Krankheitsdämon zu verjagen. Die Musikinstrumente liegen neben den Masken; hohe Trommeln, Tam-Tam, kleine indische Lauten aus Kokosnusschalen verfertigt.

Die Museumsbesucher sind geteilter Ansicht, die einen wollen gehen, die anderen fesselt noch Mancherlei.

Da ist noch eine sehr hübsche Sammlung von Bethelbüchsen, welche leeren Uhrgehäusen ähnlich sehen. Die oft sehr kostbare Büchse samt der daran hängenden Spachtel ist der beständige Begleiter der Eingeborenen, die ohne das Bethelkauen nicht leben können. Im gleichen Kasten liegen sogenannte Wasserglocken, resp. Uhren; kleine Kugeln mit winziger Oeffnung werden in Wasser gelegt; sie füllen sich langsam und sinken nach 24 Minuten, welche Zeit die singhalesische Stunde angibt. Ebenso interessant ist ein alter Singhalesenring. Dieser „Nawaratna“ ist mit neun der schönsten Edelsteine besetzt, welche Sonne, Mond und sieben Planeten vorstellen; er wird als Amulet getragen.

Beim Verlassen des Museums sehen wir noch einen steinernen Riesenlöwen, wie sie die alten Singhalesenkönige gern vor ihre Paläste hinstellen liessen.

Der Transport dieses Ungetüms von Polonnaruwa nach Colombo, muss mit allerlei Missgeschick vor sich gegangen sein. Der erste Wagen brach unter der Last zusammen; der zweite Wagen wurde von den Elephanten mit solcher Gewalt angezogen, dass Löwe, Wagen und Elephanten hinfielen; es wurden Brücken eingedrückt und der gewaltige Steinkoloss konnte nur, Dank der nie erlahmenden Kraft der Elephanten, gehoben und durch deren, alles niederknickenden, gewichtigen Tritte durch den Urwald nach Matalé transportiert werden, wo sich des „Headman's" kleiner Sohn im Triumpf auf den Rücken des mächtigen Löwen setzte.

Ein einmaliger Besuch des Museums genügt leider nicht, um die interessanten Gegenstände eingehender beschreiben zu können. Wir gedachten wohl ein zweites Mal hineinzugehen, leider kam es nicht mehr dazu.

Um uns etwas auszuruhen, machten wir eine Rundfahrt um das „Slave Island", so genannt, weil die Holländer nachts ihre Gefangenen dort unterbrachten. Der kleine Süsswassersee, in welchem die Halbinsel liegt, ist nur durch wenig Festland vom Meer getrennt. Hier ist hauptsächlich das Arbeitsfeld der Dhobies; die Wäscher schlagen feine Europäerwäsche ebenso unbarmherzig um die Steine, wie ihre eigenen Tücher. Wagen aller Arten, Rickshaws, Ochsenkarren samt den Ochsen stehen mitten im Wasser und werden von den Ein-

geborenen gewaschen. Es ist ein ungewöhnlich malerisch wirkendes Bild: der leichtbewegte See mit seinen von blühenden Gebüschen und Palmen umsäumten Ufern; die Eingeborenen in ihren farbigen Gewändern und Kopftüchern und über dem Ganzen das blaue Himmelsgewölbe. In jedem anderen Lande würde das Waschen mit obligatem, lautem Plaudern, Kreischen und Lachen vor sich gehen; hier aber verrichten die Wäscher still und ohne Streit ihre Arbeit.

Unsere Fahrt lässt uns auch einen Blick in den von Palmen beschatteten Kanal werfen, auf welchem Boote mit schweren Teeladungen zur Abfahrt bereit stehen.

Auch der Maliwaganga wird für den Transport von Tee benutzt. Es heisst, die Singhalesen fahren mit den, mit Dächern versehenen Teebooten auf dem ziemlich reissenden Fluss, eine Strecke von 60 engl. Meilen, Ruanwela-Colombo, in einem Tag.

Die Fahrt nach Peradeniya.

Dumpf und schwül lag die Hitze über Colombo, wir freuten uns daher sehr, in die Berge zu reisen. Frühmorgens am 3. März fuhren wir zum Bahnhof. Der Weg führte an der luftigen Kaserne vorbei, vor welcher die englischen Soldaten in graugelben Uniformen herumstanden. Zum Schutz gegen die Sonne trugen sie, ähnlich den Indern, hellfarbige, hohe Turbane auf den Köpfen. Wir begegneten alten und jungen buddhistischen Priestern in gelben Gewändern; sie schützten ihre kahlrasierten Köpfe mit dem grossen Talipotschirm, der aus einem einzigen Blatt der Talipotpalme hergestellt ist.

Die Strassen waren schon recht belebt; Singhalesen, Tamilen, Inder in weiten Pumphosen und hohem Turban zogen langsam an uns vorbei. Vor den Lehmhütten der Eingeborenen sassen Weiber und Kinder; an der Strasse hockten Bethelverkäufer vor ihren eigentümlichen Holzgestellen, auf welchen, je durch einen aufstehenden Nagel getrennt, mundgerechte Portionen der Arekanuss in einem Bethelblatt bereit lagen.

Die steinharte Nuss der Arekapalme wird mit einer Art Schere in ganz feine, dünne Scheiben geschnitten, mit etwas befeuchtetem Muschelkalk vermengt und in

ein Blatt der Bethelrebe eingewickelt. Männer, Weiber, Kinder, alles kaut von diesen Nüssen, welche die Zähne dunkelrot, wie Blut färben. Es ist daher oft sehr unangenehm, durch die Strassen der Eingeborenen zu wandern, da alles mit diesem ausgespuckten roten Arekasaft beschmiert ist.

Auf dem Bahnhof angekommen, hatten wir grosse Mühe, unseren Zug nach Kandy noch zu erwischen. Wir sahen eben noch, wie der Aufseher einer Pflanzung einen Transport von Coolies in die Wagen packte. Die Frauen trugen Kleiderbündel unter dem Arm, dann und wann sass ihnen ein Kind rittlings auf der Hüfte. Die Männer schleppten Handwerkszeug, Palmblattbeutel mit gekochtem Reis, Kleider, kleine Kochherde aus Backsteinen und zierliche, rote Weihrauchlampen.

Jeder Eisenbahnzug ist auf Ceylon von einem englischen Ingenieur begleitet, der stets neben dem braunen Lokomotivführer steht und eine Anzahl Stationen durchzufahren hat. Die Schaffner sind meist Singhalesen; sie tragen zum Saron blaue Jacken und auf dem im Nacken geknoteten Haar sitzt eine blaue Eisenbahnermütze.

Wir freuen uns auf die Fahrt, welche der Freund uns als eine der schönsten bezeichnet hat. Wir fahren erst durch enorme Reisfelder, welche noch etwas unter Wasser stehen; sie sind jedoch durch die bunten Tücher der arbeitenden Coolies farbig belebt. Es folgen herrliche Kokospalmenwälder, grosse Gruppen von

Bananen, lange Strecken mit blühenden Malvengebüschen; da und dort von den riesigen Blättern der Palmyrapalme oder von den gezackten Aesten der Kitulpalme überschattet. Schmückend und erdrückend winden sich blühende Schlingpflanzen und Lianen um Bäume und Gesträucher.

Dann öffnet sich plötzlich der dunkle Wald und ein schönes, offenes Land liegt vor unseren Augen. Ueber den Bahndamm hängen rote und gelbe Malven; die gelbrote Lantana, das hübsche Unkraut, und die empfindsame Mimosa pudica verbreiten sich überall.

Immer höher steigen wir in die Berge, an Reisfeldern, Tee- und Kakaopflanzungen vorbei; wir drehen und wenden uns und sehen immer wieder den einen Tafelberg „Biblerock". Durch den steil abfallenden „Sensationrock" führt nun ein Tunnel, während die Bahnlinie früher sich aussen herumzog. Die Stationsgebäude, die wir begegnen, sind fast vergraben in Pflanzen und Blumen; grosse Hecken von gelben Sternenblumen und rotblühende Gebüsche, deren gebrühte Früchte schwarzen Schuhlack liefern, wachsen dem Bahndamm entlang.

In der Ferne sehen wir einen kleinen Wasserteich mit grossen dunkeln Blättern bedeckt, auf welchen eine Menge rosenroter Lotosblumen schwanken. Am Ufer wachsen kirschrote Gebüsche und Palmen.

Beinahe unwillig fühlt man das energische Knurren des Magens und ist doch recht froh, wenn man sich im Eisenbahnwagen an einen Tisch setzen kann.

Eine Station vor Kandy stiegen wir aus, um per Wagen in den schönsten aller botanischen Gärten, in den „Peradeniya Garden“ zu fahren.

Dieser botanische Garten ist im Jahre 1819 von den Engländern angelegt worden. Neben allen inländischen Pflanzen wurden nach und nach aus allen Ländern der Welt Bäume, Sträucher und Blumen bezogen und aufgezogen, welche sehr oft auf Ceylon's Boden schöner und üppiger gediehen, als in deren eigener Heimat.

Der Name Peradeniya its aus Pera (Guava) und deniya — a plain — zusammengesetzt und mag ungefähr Obstgarten bedeuten.

Schon am Eingang des Gartens stehen aussergewöhnlich schöne Eucalypten, Teakbäume und Palmen. Ein weissbärtiger Singhalese in weissem Saron und blauer Jacke steht vor dem Tor; ein breites Band mit Messingschild kennzeichnet den Portier. Er ist sich seines wichtigen Amtes bewusst und gibt dem Besucher gerne zum Besten, was er in jahrelangem Dienst seinen Vorgesetzten abgelauscht; lässt ihn sein Wissen im Stich, so deutet er wenigstens auf die lateinischen Namen und auf die Eigenheiten der Pflanzen.

Wir wandeln nun auf den schön gepflegten Wegen des endlosen Parkes; betrachten die prachtvollen, rot-

blühenden Kletterpflanzen, die über hohe Drahtgestelle gezogen werden; eine Art Pfeifenbaum trägt Blumen, aus deren Kelche meterlange Griffel herausragen und nahebei wachsen prächtige Blätter mit weissen und roten, eckigen Flecken.

Die Mannigfaltigkeit der prächtig blühenden Gebüsche und die Eigenart der verschiedenfarbigen Blätter derselben überraschen immer wieder auf Ceylon. Es ist, als ob die Natur die verschiedenen Jahreszeiten von Europa an einem einzelnen Strauche dartun wolle; zeigen die Wurzelblätter ein kräftiges, sattes Grün, so zeigen die nachfolgenden Blätter ein frühlingsfrisches Hellgrün und die jüngsten Triebe ein schönes, helles Gelb, wie einzelne unserer Pflanzen im Herbst. So haben z. B. auch die schönen Gebüsche des Codiæum variegata drei prächtige Farben; die langen, schmalen Blätter sind an der Wurzel dunkelrot, dann folgen sattrote und die jüngsten Triebe haben ein helles Kirschrot.

Wohin man schaut, ist alles in Blüte und erkundigt man sich, ob gerade jetzt die schönste Blütezeit wäre, so heisst es, auf Ceylon ist immer Blütezeit! In der Tat zeigen die meisten Bäume und Sträucher immer Blüte und Frucht zu gleicher Zeit, so dass das Blühen und Früchtetragen kein Ende nimmt. Europäische Fruchtbäume gedeihen üppig im Blätterschmuck und doppelten Blüten, tragen aber keine Früchte im Tropenklima.

Auf einem freien Platze steht ein mächtiger ficus indica, der bei uns als Gummibaum sorgfältig in Töpfen gepflegt wird; der mächtige Baum mit seinen glänzenden Blättern ist zirka 40 m. hoch. Seine kantigen Wurzeln liegen hoch über dem Boden und ringeln sich wie schlafende Krokodile um den Baum herum, eine grosse Fläche bedeckend. Die schrundigen Wurzelkanten sind so hoch, dass wir erst ganz in der Nähe eineSinghalesin hinter denselben entdeckten, welche ihrem Knaben in aller Gemütsruhe den Kopf säuberte.

Mitten in einer kleinen Wiese sehen wir einen brennendrot blühenden „red coton tree“, dessen blätterlose Aeste so dicht mit grossen, leuchtenden Blüten besetzt sind, dass er wie eine feurige Kugel aussieht. Nach der Blütezeit hängt dieser Bombax malabaricum voller länglicher Fruchtkapseln. Da die Fasern in denselben zum Spinnen zu kurz sind, wird die Baumwolle unter dem Namen Kapok zu Matratzen und Kissen verwendet.

Talipotalleen, deren riesige Fächerblätter den breiten Weg beschatten, führen zu Flammenakazien mit brennendroten Blütentrauben. Hier stehen prächtige Gebüsche von Hibiscus radiatus mit grossen roten und gelben Malvenblumen, dort sind Brotfruchtbäume, welche zwischen den glänzenden Blättern und am Stamme selbst, mächtige, gerippte, oft 60 bis 70 engl. Pfund schwere Brotfrüchte tragen. Der

„Jack-tree", auch ein Brotfruchtbaum, hat kleinere Früchte, dafür aber schönere Blätter, welche glänzenden Akanthusblättern ähnlich sehen; sein Holz ist das stärkste Möbelholz.

In einer Gruppe von Fruchtbäumen sehen wir Melonenbäume, deren grünglänzende, gurkenartige Früchte direkt unter den Aralia ähnlichen Blättern der dichten Laubkrone hängen. Ausser den Talipotpalmenalleen durchwandeln wir noch solche, die von hohen Königspalmen oder von der Zucker spendenden Palmyrapalme beschattet sind.

Der ganze Peradeniya-Garten ist sehr schön unterhalten und Dank des vorbeifliessenden Mahaweliflusses, ist auch für genügend Wasser gesorgt, was natürlich für eine Fläche von 150 engl. „acres" etwas heissen will. Man trifft denn auch in allen Wegen Arbeiter mit Giesskannen und Wasserkufen.

Wir gehen weiter zum Orchideenhaus und finden darin die herrlichsten Blüten in allen Farben und Formen, von der zierlichen Fliegenorchidee bis zum 6–7 Fuss hohen Grammatophyllum speciosum. Vor dem Orchideenhaus wächst ein Riesen-Anthurium, das den danebenstehenden Gärtner um Kopfeslänge überragt; die sammtbraunen, weissgerippten Blätter hängen senkrecht am fleischigen Stengel.

Neben einer prächtigen Gruppe von schlanken, hohen Arekapalmen vorbei, gelangen wir zum Spezerei-

laden des Gartens; wir finden da prächtige alte Zimmtbäume, Nelken- und Muskatbäume, welche ungefähr wie Buchen aussehen; der Führer schenkt uns einige von den braunglänzenden Nüssen. Nach Entfernung der harten ersten Schale, sieht man erst den Muskatkern, umgeben von den weichen, korallenroten Macisästchen. Beinahe an allen Bäumen klettert hier die gelbweiss blühende Vanille empor; die langen, schmalen Schoten hängen an den Stämmen herunter.

Von den unzähligen Palmenarten seien hier noch die „Sealing Wax" Palme, deren Schaft in Intervallen wie Siegellack aussieht und eine kleine, buschige Fächerpalme, deren Blätter ausschliesslich zur Anfertigung von kleinen Fächern verwendet wird, erwähnt.

Beinahe am schönsten ist ein ganz mit Lotosblumen aller Farben bedeckter Teich, an dessen Ufer eine wahre Wildniss der schönsten Bäume und Pflanzen wachsen. Eine Gruppe wunderbarer Baumfarnen, mit schwarzen, faserigen Stämmen und lichtgrünen, feingezackten Blätterwedeln, sind unbeschreiblich schön. Vor denselben wachsen eine Menge Selaginellen, metallisch glänzende Hirschhornfarnen, mit braunen Sporen etc. Auf der anderen Seite wächst der Riesenbambus, der, von Birma nach Ceylon versetzt, eine Höhe von 40 m. erreichen kann; der Führer will wissen, dass das Riesengras in der Regenzeit in 24 Stunden um 30 cm. wachse. Schaft an Schaft stehen die gelben, oft grün

gestreiften Gräser dicht aneinander, das zierliche, Trauerweiden ähnliche, fein gefiderte Laub, ist beständig in zitternder Bewegung.

Abwechselnd kommen wir bei schönen Baumgruppen vorüber, oder an prächtigem Rasen. Es ist ganz unmöglich, alle seltenen Bäume und Pflanzen aufzuzählen, und doch möchte man die interessantesten anführen; so den Sandbüchsenbaum, den Kanonenkugelbaum (Curupita guianensis), die Pandanusarten; die Insektenfressenden Pflanzen, in welchen man noch das Surren der Gefangenen hört, die in einer Pflanzensäure umkommen. Der angeführte Kanonenkugelbaum trägt grosse, runde, rotbraune Früchte, wie grosse Kugeln; aus der harten Fruchtschale werden allerlei Gefässe angefertigt.

Es zuckt etwas wie Humor um des Führers Mund, als er uns einen hohen Baum zeigt, an dessen Zweigen lange Früchte zu hängen scheinen; ein Singhalese wirft einen Stein gegen den Stamm und die Früchte — fliegen fort. Wie riesige, braune Fledermäuse hängen sich die fliegenden Hunde an den Schwänzen tagsüber auf; besonders gern in der Nähe von Fruchtbäumen, um nachts auf Raub ausgehen zu können.

Um die Rasenflächen sind überall ziemlich tiefe Rinnen gezogen; in einer solchen sehen wir die erste, ungefährliche Schlange träge hinkriechen. Man hatte uns auch vor den kleinen, springenden Blutegeln ge-

warnt, welche bei feuchtem Wetter dem Ahnungslosen gerne unter die Kleider springen; wir hatten sie jedoch bei dem trockenen Wetter nicht zu fürchten.

Ehe wir zum Peradeniya-Museum kamen, sahen wir noch die interessante „Coco de mer“ oder „double nut palm“, deren Frucht man im indischen Ozean aufgefischt und gepflanzt hatte, lange ehe man wusste, dass die Wogen sie von den Seychellen hergeführt hatten. Diese Fächerpalme wächst sehr langsam und trägt nur alle 10 Jahre Früchte, deren Schalen zwei Kokosnüsse enthalten.

Im Museum, das auf einer kleinen Anhöhe liegt, sehen wir eine Sammlung von Baumstämmen, von Nutzhölzern aller Arten. Das rote Fernambukholz der Cæsalpinien, das eisenharte Teakholz, Satinwood, prächtige Stämme der Kitulpalme und den Querschnitt eines Ebenholzstammes, in welchem das prächtig schwarze Markholz liegt.

Sehr interessant sind auch die sogenannten „leaf insects“ und „stick insects“, deren Aeusseres ganz genau der Pflanze entspricht, auf welcher sie leben und Nahrung finden. Erstere schmiegen sich der Form der Blätter an, während letztere auf der Hand wie ein dürres Zweiglein aussehen.

Unendlich viel wäre noch zu sagen von den prächtigen Schraubenbäumen, den Araucarien, von den reizenden Kletterpflanzen, deren schneeweisse Hüll-

blätter schöner sind, als die kleinen kirschroten Blüten, und von der prächtigen Schlingpflanze Monstera deliciosa, die ihre philodendronartig geschlitzten Blätter und die rosenfarbenen Kallablüten über die grössten Bäume verbreitet etc.

Unsere Zeit ist leider abgelaufen, der Wagen wartet, um uns nach Kandy in das „Queens Hotel“ zu führen, in dessen schönen, weiten Hallen wir uns gerne ausruhen.

Die alte Königsstadt Kandy.

In der Geschichte der singhalesischen Könige spielte Kandy eine verhältnismässig kurze Rolle als königliche Residenz. Wimala Dharma kam als erster König 1592 in diese Stadt und im Jahre 1815 wurde der letzte singhalesische König, Sri Wikrama Rajah Sinha, von den Engländern festgenommen und bis zu seinem Tode in Gefangenschaft gehalten.

Von alten Gebäuden sind nur noch der alte, halbzerfallene Königspalast und einige Hindu- und Buddhistentempel zu sehen, unter welchen Dalada Maligawa, der Tempel des heiligen Zahnes der interessanteste ist.

Von prächtig bewaldeten Bergen umgeben, liegt Kandy 512 m. über Meer an einem künstlich angelegten See, dessen liebliche Ufer von prächtigen Tamarinden, Palmen und Bananen umgeben sind. Kandy hat zirka 28,000 Einwohner und ist die Hauptstadt der gebirgigen Zentralprovinz.

In den heissesten Sommermonaten ist diese Stadt ein beliebter Aufenthalt der Europäer, hauptsächlich der erquickenden, kühlen Nächte wegen.

Auch wir fanden es hier, nach der niederdrückenden Hitze von Colombo, ganz herrlich und erquickten

uns an einer kleinen Rundfahrt um den See. Ueberall blicken hübsche Bungalows oder weisse Tempel durch das schöne Grün der bewaldeten Hügel; kleine, hübsche Brücken führen über die Kanäle des grossen Wasserreservoirs. Freilich, nachdem wir am Morgen noch durch die grossartige Pracht einer Urwaldvegetation gefahren, empfand man hier wirklich sehr das gekünstelte in der Umgebung.

Auf der Hauptpromenade, nahe dem Hotel, war es sehr belebt; Singhalesen liefen geschäftig hin und her; Rickshawcoolies sprangen leichtfüssig mit den leichten, zweiräderigen Wagen zum Bahnhof oder führten europäische Geschäftsleute nach Hause. Wir trafen langsam fahrende Büffelwagen; der Tamile sass rittlings hinten auf der Wagendeichsel, bald mit dem linken, bald mit dem rechten Beine die trägen Tiere antreibend.

Man hatte uns angeraten, das „Kandy Art Museum" zu besuchen; auf den pompösen Namen konnte jedoch höchstens das alte Gebäude Anspruch machen, welches, einen Teil eines alten Palastes bildend, zwei wunderschöne und kunstreiche, aus Teakholz geschnitzte Türen mit mächtigen, antiken Eisenschlössern besass. Nehmen wir an, dieser öde Raum sei die Wiege einer einstigen Kunstgewerbeschule, in welcher die wunderbaren, silbernen, goldenen und elfenbeinernen Kunstgegenstände des alten Kandy neu erstehen werden.

Der Hang zu reichverzierten Gegenständen und der stark ausgeprägte Kunstsinn hat sich bei den Eingeborenen bis zum heutigen Tag rein und unbeeinflusst von aussen erhalten; woher sollten ihnen auch, z. B. im Innern des Landes, Anregungen von Aussen herkommen?

In einer Halle hockten einige Singhalesen am Boden und bosselten an Leuchtern, Henkelvasen und Tellern herum. Sie arbeiteten nach antiken Mustern, auf welchen indische Fabeln oder Bilder aus der Geschichte singhalesischer Könige widergegeben waren.

Der gewöhnlichste Dorfsilberschmied verfertigt aus geschmolzenem Rupiensilber nach eigener Phantasie prächtige Hals- und Armbänder, mit Reliefgravierung, welche trotz der groben Arbeit, grossartig wirken. Der Singhalese hat immer Zeit, ihn stört keine Zerstreuung an der Arbeit und das wird gerade der Grund sein, warum er auch die alltäglichsten Dinge so sorgfältig schmückt. Der anspruchslose Arbeiter sitzt hier auf seiner Matte am Boden, den Lötapparat vor sich; ein irdenes Geschirr mit Kohlenfeuer, dazu einen Blasebalg, einen Hammer und spitze Instrumente; das ist alles, was er braucht.

Das europäische Viertel von Kandy liegt in der Nähe des Bahnhofes und des schönen Postgebäudes; es besteht aus den gewöhnlichen Hotelbauten, grösseren und kleineren Pensionen und einer Menge von Maga-

zinen aller Art. Die Privatleute wohnen dagegen meist in schönen Bungalows auf der Höhe.

Die Hütten der Eingeborenen mit ihren Verkaufsbazaren sind hier kaum anders, wie in den Dörfern, nur dass sich die an beiden Seiten bebaute Strasse unendlich lang hinzieht. Jede Hütte hat ihren Bazar. Wir traten in eine Bude, welche bis zur Decke mit Messingwaren vollgestopft war, um uns Schüsseln zu kaufen. Der äusserst höfliche Singhalese brachte sofort einen Stuhl und da er von vorneherein überzeugt war, dass Europäer Durst haben müssen, lies er Limonade kommen und putzte und fegte unterdessen ein Glas mit sauberem Wasser aus. Seine Schalen sind uns aber lieber, als die Limonade; trotz aller Freundlichkeit liegt ein gewisses „Etwas“ zwischen „schwarz“ und „weiss“, das sich einstweilen noch nicht heben lässt.

Wenn drei Personen miteinander reisen, sind zwei davon meist einer Meinung und die dritte muss nachgeben. Heute sollte es einmal umgekehrt sein; es war die höchste Zeit, den grossen Tempel anzusehen, der mit seinem oktogonen Turm schon lange die Neugierde reizte. Der Tempel ist entstanden, als Kandy Residenz wurde; es ist seither viel an ihm geflickt worden, so dass viel neues neben dem alten steht. Vor der Eingangstreppe liegt ein gut erhaltener Mondstein und auf der obersten Stufe stehen links und rechts Granitlöwen. Wir stehen vor der prächtig

mit Messing beschlagenen Türe, hinter welcher Buddha's Zahn aufbewahrt wird. Leider bekommen wir ihn nicht zu sehen und müssen uns damit begnügen, die treue Kopie in Colombo gesehen zu haben.

Um das lange Tempelgebäude ziehen sich grosse Vorhöfe und Hallen, deren grell bemalte Holzsäulen schön geschnitzte Kapitäle zeigen. In einigen Nischen stehen grosse Messingstandlampen neben Altären. Singhalesen verkaufen die weissen Blüten des ficus religiosa und Jasmin, es herrscht deshalb ein betäubend süsslicher Duft in allen Gängen.

In einem der Vorhöfe steht ein kleiner Tempel, dessen kantige Granitsäulen ganze Flächen eingeschlagenes Gold aufweisen, welches einzelne Dörfer gestiftet hatten. Diese ganz unsymmetrisch eingeschlagenen Goldblättchen, geben den Säulen ein eigenartiges Gepräge. Ueber der Eingangstür ist ein gemalter Elephant zu sehen, dessen Körper aus entsprechend gebogenen Menschengestalten gebildet ist, mehr originell, als schön.

Wir kehren durch die Hallen zurück und steigen über eine kleine Treppe zum achteckigen Turm, der sehr dunkel ist und muffig riecht. Der ganze Raum enthält Bücher buddhistischen Inhalts; auf dem mit einer Sammtdecke verhüllten Tisch liegen eine Menge präparierter Blätter der Talipotpalme, in Pali beschrieben. An den Wänden des Turmes hängen Bilder der letzten Kandy-Könige.

Als letztes beschauen wir noch die historische Audienzhalle, in welcher Rajah Sinha 1815 sich der englischen Regentschaft unterwerfen musste. Die Halle, die nun als Gerichtshof benützt wird, ist kreuzförmig gebaut, das Dach von kantigen, tief eingekerbten Säulen getragen. Die Wandmalereien in der Eintrittshalle sind von allzu realistischer Deutlichkeit; meistens sind es Frauen, die von teufelartigen Wesen gebraten, gezwickt und zerschnitten werden.

Bald müssen wir Kandy verlassen und den letzten Teil unserer Reise antreten, der uns vorerst nach Matalé führt, ehe wir in die Berge hineinfahren.

Matalé-Opalgalla.

Matalé ist die Endstation der Eisenbahnlinie Colombo-Matalé. Der aufmerksame Freund wollte uns jedoch den Genuss der schönen Reise durch eine Wagenfahrt erhöhen, welche Freundlichkeit wir natürlich mit Freuden annahmen.

Kandy verlassend, fuhren wir eine lange Strecke unter herrlichen Akazien und Tamarinden; nach und nach blieben die Hütten der Eingeborenen zurück und dann waren wir plötzlich in eine wilde üppige Urwaldvegetation versetzt, welche von Zeit zu Zeit durch grünende Reisfelder und schöne Teepflanzungen unterbrochen wurde.

Ganze Wälder hoher Kokospalmen, Palmyrapalmen, feiner Arekapalmen, unterbrochen von breitblätterigen, saftig grünen Bananen, in deren Schatten immer einige palmenbedeckte Lehmhütten standen, umgaben den Fahrweg. Die dunkeln, mächtigen Kitulpalmen breiten die gezackten Aeste über eine Wildnis von rotblühenden Malvengebüschen, handgrossen gelben Sternenblumen und blauen Winden. Von Zeit zu Zeit ragt eine Talipotpalme in die Höhe, deren mächtige Fächerblätter von Clematis und Passionsblumen behangen sind. Lianen schlingen sich von Baum zu Baum; die herunterhän-

genden Luftwurzeln suchen den Boden, umwinden, erdrückend, Bäume und Gebüsche. Dann und wann verrät ein breiter ficus religiosa, der heilige Baum der Buddhisten, die Nähe eines Tempelchens.

Eine freistehende Gruppe von hohen Arekapalmen, an deren Fusse mächtige Aloëen und grosse Solanum mit orangeroten Früchten wachsen, ist ein prächtiges Bild. Hochauf ragt der schlanke, weisse Stamm der Palme; oben neigen sich die feinen Palmwedel der Laubkrone wie zierliche Federn; dicht unter den Blättern hängen, in grossen Büscheln, die goldgelben Arekanüsse. Der alte indische Dichter hat Recht, wenn er von dieser Palme sagt, sie sei wie ein vom Himmel auf die Erde hinunter geschossener Pfeil, dessen Feder noch von der Kraft des Schusses nachzittere.

Zeitweise fahren wir dem Eisenbahndamm entlang; schroffe Felspartien wechseln ab mit grünen Teefeldern, Kakao- und jungen Rubberpflanzungen. Den Bahndamm bedecken hohes, scharfkantiges Managras und die feine, empfindsame Mimosa pudica. Unter dem Fusse eines Singhalesen schliessen sich die feinen Blättchen; gleich einer Schlange hinterlässt er eine dunkle Spur, denn die zarte Pflanze braucht lange Zeit, um sich von ihrem Schrecken zu erholen.

Durch einen plötzlichen Platzregen sahen wir uns gezwungen im Rasthause von Matalé Unterkunft zu suchen, in welchem wir zu unserm Erstaunen mit Amerikanern

zusammentrafen, die mit uns auf dem „Prinz Ludwig“ die Herreise gemacht hatten. Die Gesellschaft war eben daran, mit dem Automobil die Insel zu durchsausen.

So schnell, wie der Regen kam, ging er auch vorüber, so dass wir unsere Reise bald fortsetzen konnten. Nachdem wir in der Markthalle noch Früchte und Gemüse erstanden, ging unsere Fahrt langsam ansteigend, in die Berge hinein. Ueber eine Brücke fahrend, sahen wir im Flussbett einige Elephanten, welche mit ihren mächtigen Rüsseln grosse Steine aus dem Wasser hoben. Die Dämmerung brach schon herein, als wir in Schlangenwindungen noch Hügel um Hügel zu umfahren hatten.

Endlich winkte das Ziel unserer Reise, auf das wir uns schon so lange gefreut hatten. Unser Freund wollte uns ein wenig bange machen und nannte seinen Bungalow die bescheidenste Sennhütte; jedenfalls in der Absicht unsere angenehme Ueberraschung zu erhöhen. Wir waren denn auch überrascht, als wir die hell erleuchteten Räume des Bungalows betraten. Ueberall Licht, überall Blumen und freundliche Aufmerksamkeiten, die unsere Ankunft verschönten. Die Ermüdung des Tages machte sich bald geltend und gerne zog man sich zur Ruhe zurück. Lange verscheuchten farbige Bilder den Schlaf und als man endlich angenehm hinübergleiten wollte — fing es an zu rascheln! Grosse, glasige Eidechsen huschten mit küssen-

dem Laut den Wänden entlang, Nachtschmetterlinge surrten umher; draussen heulten Hunde, Frösche quackten und schliesslich begann auch noch die Rattenschlange auf dem Dachboden ihre Jagd nach den Ratten. Da man uns jedoch auf dieses ruhestörende, klatschende Geräusch vorbereitet hatte, waren wir bald beruhigt.

Am 4. März erwachten wir in Opalgalla, das ungefähr 700 m. hoch in den grünen Bergen Matalé's liegt. Das Bungalow, welches mitten in einer grossen, einem Schweizer gehörenden Teepflanzung steht, ist rings von prächtig grünen Teefeldern umgeben. Ein Bungalow in den Tropen sieht, namentlich in den Bergen, von aussen recht bescheiden aus; das grosse, weitvorstehende, mit Managras belegte Dach, gibt ihm beinahe den Charakter einer strohbedeckten Sennhütte. Vor dem langen Gebäude zieht sich die Veranda hin, in welcher bequeme Liegestühle aufgestellt sind, deren weitabstehende Beinstützen im ersten Augenblick befremden, bis man deren Bequemlichkeit ausprobiert hat. Hier in den Bergen hängen statt der Blumenlampen, von Zeit zu Zeit dicke Kokosseile vom Dach herunter, an welchen Millionen von ganz winzigen Fliegen hängen. Diese sogenannten „Augenfliegen" setzen sich mit Vorliebe ins weisse des Auges und sind deshalb eine lästige Plage. Die einzige Möglichkeit, sie wegzubringen, bieten diese Seile, welche hin und wieder angezündet werden müssen, wenn man auf kurze Zeit Ruhe haben will. — Sechs

ineinandergehende Räume, deren Fenster alle auf die Veranda schauen, sind europäisch gemütlich eingerichtet; der Europäer weiss sein Tropenheim angenehm mit Bildern, Dekorationen aller Art und schönen Möbeln behaglich zu machen.

Vor dem Bungalow liegt eine grosse Wiese, welche ringsum von Blumenbeeten umzogen ist, die meist europäische Blumen, wie Lilien, Löwenmaul, Klee etc. schon in tropischer Vergrösserung aufweisen.

Stallung, Küche und Waschhaus stehen in einzelnen Gebäuden hinter dem Bungalow.

Von der Wiese aus haben wir ein hübsches Panorama, welches eigentlich wenig an die Tropen erinnert. Links und rechts stehen zwei bewaldete Hügel, im Vordergrund fliesst ein starker Bergbach über das rote Felsgestein herunter, während in der Ferne hinter unzähligen, mit Tee und Kakao bepflanzten Hügelketten, die hohe, schön geformte Bergkette sich hinzieht, in welcher der zuckerhutförmige Adamspeak alle andern überragt.

Die zu der Pflanzung gehörende „Factory“ samt den Verkaufsbuden und den Hütten der Teepflücker liegen etwas tiefer im Tal.

Tag für Tag ging man nun fröhlich auf Entdeckungsreisen aus. Dicht hinter dem Bungalow strudelt und brodelt der Bergbach in seinem roten Felsenbett. Es hat natürlich grösseren Reiz, die Brücke zu umgehen und, von Stein zu Stein springend, das andere Ufer zu

gewinnen; tritt man auch ins Wasser, was tut's, die Tropensonne trocknet schnell. — Nach kurzem Aufstieg steht man mitten in Tee- und Cocafeldern. Das kräftige Grün der Teebüsche, das helle, frühlingsfrische der Cocablätter und die kupferroten jungen Triebe der Gummibäume geben der Landschaft ein freundliches Gepräge, besonders hier in Opalgalla, wo die Wege von der feinen Casuarinenfichte und der federblätterigen Grevillaea robusta beschattet sind. Am Wegrand blüht die zierliche Mimose und das sogenannte Unkraut der australischen Lady, des Pflanzers Aerger. Eine Lady setzte s. Z. diese Pflanze aus ihrer Heimat auf Ceylon's Boden und aus einem lieben Andenken wurde sie ein alles überwucherndes Unkraut. Wo man hinschaut fällt das Auge auf den rauhblätterigen Strauch mit den kleinen Korallenblüten.

Bäume und Gesträucher, welche wir im Peradeniyagarten gruppenweise gesehen, finden wir hier einzeln wieder. Der Brotfruchtbaum trägt zwischen seinen gezackten, glänzenden Blättern, sowie auch am rauhen Stamm, kopfgrosse Früchte. Die Eingeborenen backen aus den gelbbraunen, fast stachlich rauhen Früchten, grosse flache Kuchen. Neben kleinen Hütten wächst die smaragdgrüne Banane; ihre breiten, vom Winde zerfransten Blätter sind so mächtig, wie der grosse Fruchtschaft, an welchen oft 80—100 Früchte hängen, während an der Spitze noch die rotgelben Blüten zu

sehen sind. Es heisst, dass zwölf Bananen im Tag genügen, um einen Menschen zu ernähren, sie bilden daher neben dem Reis, die Hauptnahrung der Eingeborenen. Die zierliche Maniokpflanze mit den handförmigen Blättern, liefert den Singhalesen ihr Wurzelmehl zum Backen und die Carica papaya, der Melonenbaum, trägt seine Lieblingsfrucht. Dieser 6–8 m. hohe Baum trägt über dem schlanken Stamm eine prächtige Laubkrone aus langgestielten, stark eingeschnittenen Blättern, ähnlich der Aralia. Die länglichen oder runden, glänzend grünen Früchte hängen kranzartig dicht unter dem Laub. Die zerschnittene Frucht hat die Farbe des Melonenfleisches und schmeckt sehr erfrischend. Die Blüten sollen rosenartig sein und nach Maiblumen riechen. Der reichliche Milchsaft des Baumes findet noch jetzt bei Magenleiden Verwendung.

Bei jeder Singhalesen- oder Tamilenhütte muss mindestens eine Arekapalme stehen, ohne deren Nüsse die Eingeborenen kaum leben können. Nachdem die wohlriechende Blume verblüht, wachsen dicht unter den Palmwedeln die gelben Nüsse in grossen Büscheln. Sind die Nüsse aus der stark faserigen Hülse geschält und getrocknet, werden sie, wie oben schon bemerkt, zubereitet und zum kauen in den Mund gestossen. Reichere Singhalesen tragen die nötigen Ingredienzen immer in silbernen oder kupfernen Büchsen bei sich. An einer Kette ist denselben eine Spachtel zum Mischen des Muschelkalkes beigefügt.

In der Nähe von Arekapalmen wird gewöhnlich auch die zum Bethelkauen nötige Bethelrebe gepflanzt, die, wie der schwarze Pfeffer, als Kletterpflanze an Stöcken oder kleinen Bäumen gezogen wird. Die abgepflückten Bethelblätter werden sorgfältig aufeinander gelegt und in Ballen verpackt, versendet.

So kauen Männer, Weiber und Kinder meist den ganzen Tag und beschmieren sich und ihre Umgebung mit dem roten Saft. Die Eingeborenen erklären übrigens, dass das Bethelkauen nicht nur angenehm, sondern für ihre Lebensweise auch gesund sei.

Eigentümlich ist es, dass in der buddhistischen Chronik „Mahawansa", 525 v. Chr. schon die Bethelrebe unter dem Namen „Nâgalatâ" erwähnt und für die Gesundheit der Zähne als notwendig erachtet wird.

Wo man auch beim Spazieren auf Gruppen von Kokospalmen stösst, ist man immer von deren Schönheit betroffen, mag die Palme am Meeresstrande stehen, vornübergebeugt, als horche sie auf das Singen der Muscheln oder mag sie aufrecht bei Tempeln und Hütten aufragen; immer ist sie ein Schmuck der Umgebung. Dem Eingeborenen aber ist sie mehr; für ihn bedeutet sie Wohlstand. Heisst es doch im Volksmund, drei Kokospalmen genügen für den Unterhalt eines Menschen, da eine einzelne derselben 108 nützliche Gegenstände für ihn abwerfe. Ebenso heisst es, dass die Palme nur gedeihe, soweit des Menschen Stimme reiche, also

dessen Pflege benötige. Der Ertrag einer Palme besteht je nach Pflege in 80—120 Kokosnüssen.

Auf Ceylon wachsen ungefähr 40 Millionen Kokospalmen. Zu den bedeutendsten Exportartikeln dieser Palme gehören: das Kokosnussöl, die zu Teppichen verarbeiteten Fasern, die getrocknete Kernschale, Koprah, und die gemahlene Nuss, zur Herstellung von Süssigkeiten.

Aus dem Stamme werden Hütten, Schiffe gebaut; mit den Blättern werden beide bedeckt; die Rinde wird als Einzäunung benützt. Aus den Blattstengeln verfertigen die Eingeborenen allerlei Gegenstände für den Haushalt; aus den Fasern entstehen Teppiche, Seile, werden Schiffsnetze geknotet. Der süsse Kern der Nuss ist eine notwendige Zutat zum Curry-Rice-Gericht und aus den Schalen verfertigt man Kochlöffel. Die unreife Frucht enthält durststillendes Getränk und der reife Nusskern ernährt. Für Festtage liefert die kostbare Palme den Wein.

Das Kokosnussöl wird zum Kochen benutzt und die ganze Familie schmiert sich zum Schutz gegen die Sonne von Kopf bis Fuss mit Oel ein. So könnte man noch lange vom Nutzen der Palme erzählen, denn die 108 Gegenstände sind noch nicht alle erwähnt.

Lebt der Eingeborene so von dem Ertrag seiner Nutzpflanzen und bezieht er vielleicht noch als Teepflücker seinen Reis von der Pflanzung, so gewinnt er ohne grosse Anstrengung den Lebensunterhalt für sich und die Seinen.

Die Teepflanzung.

Morgens um 5 Ahr ertönt auf der Pflanzung das erste Tam-Tamzeichen. Die Coolyfrau kocht den Reis und wenn um 6 Uhr das zweite Zeichen erschallt, so müssen Männer, Frauen und Kinder, rottenweise mit ihren Körben vor der Faktorei stehen. Jede Rotte hat ihren Kangany und Oberkangany, Aufseher, die die Arbeiter beaufsichtigen müssen; über ihnen steht der sogenannte „Conducter", derselbe ist des Plantagenverwalters rechte Hand und muss die Kultivation genau kennen.

Lautlos und still strömen Singhalesen und Tamilen der Faktorei zu, wo ihnen das Arbeitsfeld zugewiesen wird. Nachdem der „Superintendent" seine schwarzen Häupter gezählt, werden die verschiedenen Rotten zum Teepflücken, zum Unkraut ausziehen und Säubern des Bodens ausgesandt. Haben sich die Aufseher mit ihren Leuten entfernt, so geht wohl der Pflanzer mit einem Seufzer der Erleichterung zu seinem wohlverdienten Morgentee.

Später macht er einen Gang, hügelauf und hügelab, durch die Felder und hat oft 4—5 Stunden zu gehen, bis er nur einen Teil seiner Coolies beim Pflücken beobachtet hat.

Um die Mittagszeit haben sich die Teepflücker an irgend einem Platz zu stellen, um ihre Körbe abwägen zu lassen; die Frauen tragen die grossen, weitbauchigen Körbe auf dem Rücken und mit einer Schnur am Kopf befestigt; auf diese Weise haben sie beide Hände frei. Mit grosser Behendigkeit brechen die jungen Teepflückerinnen die obersten Blätter des Teestrauches und werfen sie mit zierlicher Bewegung ihrer feinen Hände nach hinten in den Korb. Es sind meist stille Tamilen, die zum Pflücken mit ihren Familien aus Indien kamen.

Die Tamilfrau trägt oft während des Pflückens zwei- bis dreijährige Kinder rittlings über der Hüfte. Manchmal sieht man aber auch ein Bündel mitten auf dem Wege, in welchem das Allerkleinste liegt. Stehen Bäume in der Nähe, so hängt das Bündel an einem Ast und hebt man, vorbeigehend, einen Zipfel des Tuches auf, so blickt man in grosse, verwunderte Braunaugen. Kaum einige Wochen alt, trägt das Tropenbaby schon Halsring und Armbänder.

Es ist eine wahre Freude, über die schönen Teefelder zu blicken, die namentlich in den Bergen nichts monotones haben. Für Farbe sorgen schon alle die bunten Tücher der Pflücker. Der warmrote Boden mit dem sattgrünen Tee, den hellgrünen Cocabüschen, die farbigen Gewänder der braunen Menschen; über all' dem der blaue Himmel und im Hinter-

grund Palmenwälder und duftig blaue Berge — unsere Sprache ist wirklich zu arm, es fehlt ihr Kraft und Form, das auszudrücken, was das Auge mit Entzücken schaut!

Auch der graue, knorrige Stamm eines alten Teebusches treibt noch frische Blätter; er wird niemals hoch, da er immer zurückgeschnitten wird. Die Blüten sind rein weiss, ähnlich der Orangenblüte. Die Fruchtkapsel ist dreiteilig und enthält drei schwarze, kaffeebohnengrosse Früchte. Der Teebusch grünt und blüht und trägt Früchte das ganze Jahr hindurch.

Da die Qualität des Tees vom sorgfältig gebrochenen jungen Blatt abhängt, bedarf das Teepflücken des Pflanzers beständige Aufsicht. Zur Teefabrikation dürfen nur die jüngsten und saftigsten Blätter verwendet werden; je frischer das Blatt, je besser der Tee. Der feinste Tee entsteht aus dem Herzblatt des einzelnen Busches. Je mehr Blätter nach unten gepflückt werden, je minderwertiger wird der Tee.

Für das Gedeihen des Teestrauches ist die Entfernung jeglichen Unkrautes von grosser Wichtigkeit. Die Teefelder müssen freien, sauberen Boden haben; die abgeschnittenen Aeste werden weggeräumt oder verbrannt und die Asche an Ort und Stelle eingegraben. Auch die Rinnen, welche die Felder umgeben, müssen durchaus frei bleiben, damit bei heftigen Regengüssen das Wasser frei abziehen kann.

Nachdem um 4 Uhr ein Tam-Tamzeichen ertönte, kommen die Pflücker und ihre Aufseher in grossen Scharen zur Faktorei zurück, wo die Körbe nochmals gewogen werden. Wird dann und wann der Korb eines jungen Burschen zu leicht befunden, klatscht wohl eine verdiente Ohrfeige über des Schuldigen Wange, sonst aber geht alles so ruhig und still zu, dass man Mühe hat zu glauben, dass 400—500 Coolies von der Arbeit kommen.

Der Tee wird nun im Freien auf Matten sortiert und die schlechten Blätter entfernt. Der Pflanzer notiert sich Name und Teeblättergewicht jedes einzelnen und dann ist das Tagewerk getan. Die Coolies verlassen stille die Faktorei, man sieht kein fröhliches Gesicht, trotz des Feierabends; man hört kein vergnügtes Pfeifen, kein Singen; es ist, als ob sie im Traume dahingingen. Dabei sind die Eingeborenen doch zufrieden und leben anspruchslos in ihren fensterlosen, mit Managras oder Ziegeln bedeckten Hütten.

Wir kommen zu einer weiteren Phase der Teebereitung. Der „Teamaker“ nimmt den Tee in Empfang und breitet denselben direkt unter dem Wellblechdach auf grob gewobene Jutenhürden zum Trocknen aus. Bei günstigem Wetter verdunstet etwa $^1/_3$ der Feuchtigkeit in 18—20 Stunden.

Es ist darnach die wichtigste Aufgabe das „Teemachers“, genau aufzupassen, wenn der richtige Augen-

blick gekommen, um die nun schlaff gewordenen Teeblätter in den sogenannten Roller zu bringen. Man denkt vielleicht, dass sich die trockenen Blätter von selbst rollen; das ist jedoch nicht der Fall. Der Roller hat die Aufgabe, das Tannin und die zurückgebliebene Feuchtigkeit auszuquetschen; gleichzeitig werden die Blätter zwischen zwei übereinanderstehenden, entgegengesetzt rotierenden Scheiben zusammengerollt. Der Deckel über dem Einfüllungstrichter ist mit einem Schraubengewinde in Verbindung, so dass der Druck auf die Blätter reguliert werden kann.

Aus dem Roller kommt die breiige Masse in einen grossen Kasten, in welchem dieselbe nochmals maschinell auseinander gemengt wird, um nachher durch ein Metallsieb auf ein Tuch zu fallen.

Der Tee wird hierauf wieder ausgespreitet und mit nassen Tüchern bedeckt, welche die nötige Gährung verursachen sollen, die durch das Quetschen der Zellgewebe im Roller, schon vorbereitet wurde.

Es ist des „Teemachers“ schwierige Aufgabe, den richtigen Zeitpunkt der Gährung zu erfassen, da von demselben Farbe und Geruch eines tadellosen schwarzen Tees abhängen.

Der gegorene Tee kommt nun nach und nach in den sogenannten „Sirocco“, wo er von durchziehender heisser Luft endlich vollständig dürr, trocken und schwarz wird. Das Gewicht des grünen und dasjenige

des fertigen Tees werden nun verglichen und dann kommen die Blätter endlich zur letzten Operation in die Siebmaschine. Aus jedem der vier verschiedenen Siebe fällt der Tee durch einen Auslauf, direkt in die bereitstehenden Kisten.

Der feinste Tee enthält viele junge Blattspitzen, welche wie helle Holzfasern im Tee liegen und demselben Stärke und feinen Geschmack verleihen. Der gleichmässig gemischte, versandtbereite Tee kommt nun in verbleite Kisten, welche mit Eisenband verstärkt werden. Nachdem auf den Kisten Name der Pflanzung, Art und Gewicht des Tees vorgemerkt sind, werden dieselben auf die gedeckten Ochsenwagen geladen und den Berg hinunter nach Matalé auf die Eisenbahn geführt.

Samstags ist Zahltag in der Faktorei; der Tamile ist an und für sich nicht sehr arbeitslustig, er arbeitet meist nur so lange, bis er für sich und die Seinen den Reis abverdient hat, der ihm vom Pflanzer geliefert wird. Dann bleibt er oft einfach weg.

Nachdem ein Hornruf den Schluss der Arbeitszeit gemeldet hat, kommen die Coolies von allen Seiten dem Fabrikgebäude zu; sie stellen sich feldweise vor das Tor, bei welchem die auszahlenden Herren sitzen. Auf der einen Seite derselben steht der Aufseher der Männer, auf der anderen die Aufseherin der Pflückerinnen. Die hohe, schlanke Tamilin ist schon einer

besonderen Beachtung wert. Ihr Silo, das braun und gelb gestreifte Tuch, ist über die schön geformten, bronzebraun schimmernden Schultern geworfen, Arme und Füsse sind frei. An den Zehen trägt „White mother“ Silberringe, wie an den Fingern. Die Vorderarme schmücken breite, grob gearbeitete, aber schön verzierte, silberne Armbänder, die sie Tag und Nacht nicht ablegt; an jedem Oberarm glänzt ein glatter Silberreif. Der Halsschmuck besteht aus einer vielfachen Korallenschnur, an welcher kleine Münzen und zwei „Tumbumani“, Anhänger, aus grossen Gold- und Korallenkugeln, befestigt sind. In den stark ausgeweiteten Ohrläppchen, hängen breite Silberohrringe, im äusseren Rande des Ohres stecken zwei Silberkugeln und oben an der Ohrmuschel ist ein grosser Silberstern. An der Nase baumeln zwei Rubinen, wie Blutstropfen. Auf dem glänzenden, blauschwarzen Haar trägt die Aufseherin ein lose geschlungenes, hinten herunterhängendes, rotes Tuch.

Einer hinter dem andern kommen nun die Coolies zu den Herren, um ihre Rupien in Empfang zu nehmen. Alte Männer, deren weissgelbe Bärte unschön von der braunen Haut abstechen; schlanke, schwarzlockige Tamilen mit dem kirschroten Turbantuch. Es folgen hässliche, runzelige Weiblein, deren einzige Freude das Bethelkauen ist. Neben ihnen stehen junge, vollerblühte Frauen, alle mit Schmuck überladen, Kinder auf den Hüften tragend. Schon 4 und 5 Monate alte Kinder

werden auf diese Art getragen und doch ist selten ein Menschenschlag so tannenschlank gewachsen, wie Singhalesen und Tamilen.

Kinder jeden Alters stehen oder liegen umher; Mädchen von 4 und 5 Jahren tragen auf ihrer Schokoladenhaut nichts weiter, als ein silbernes Herzlein an einer Schnur um den Leib; den Knaben baumelt ein leise klingendes Glöcklein über das fette Reisbäuchlein. Glöcklein und Herzchen sind immer da, wo sie eigentlich nicht sein sollten und nie an der richtigen Stelle.

In endlosen Zügen kommen und gehen die Coolies, nehmen das Geld in Empfang und stecken es in einen Ledergürtel, in welchem schon Schlüssel, Amulete etc. hängen.

Spaziergänge in Opalgalla.

Bei unseren Rundgängen über die verschiedenen Hügel, welche zur Pflanzung gehören, führte uns der Weg oft an der kleinen englischen Kirche vorbei, die in ihrer Einfachheit, inmitten des mit Lilien, Rosen und Narzissen geschmückten Gartens, so hübsch in die Umgebung passt. Hinter ihr erheben sich Casuarinen, eine schlanke, zarte Fichte, deren Zweige koniferenartig herunterhängen und aus der Ferne, wie mit einem hellgrünen Schleier umwoben scheinen. Dem ansteigenden Weg entlang stehen prächtige Grevillaea robusta in Blüte. In gelbroten Büscheln hängen die zierlichen, gelb und dunkelbraunen Blüten hernieder.

Das Wandern durch die Tee- und Cocafelder bietet stets viel Abwechslung, man mag sich wenden wohin man will. Die Cocafelder sehen von weitem aus wie frischgrüne Wiesen, über welchen, von den umstehenden jungen Gummibäumen und deren kupferroten Blättern, ein feuriger Schein zu liegen scheint.

Hin und wieder trifft man auf einen kleinen, blaubeworfenen Tempel, in dessen offenem Verandabau oft kleine Bündel Reis und Blüten des Tempelbaumes zu sehen sind. Grosse Termitenhügel stehen

in der Nähe; der Gneisboden, aus welchem diese kleinen, weissen Ameisen ihre Wohnungen aufbauen, ist steinhart; in den grossen Höhlen des verlassenen Hügels wächst ein blühender Teestrauch heraus; die weissen Blüten schmiegen sich an die rote Erde.

Es ist kaum zu begreifen, dass so winzige Tiere im Stande sind, ganze Häuser zu zerstören. Sie beginnen ihr Zerstörungswerk im Innern der Holzpfosten, welche oft zusammenbrechen, ehe man nur eine Ahnung vom Dasein der gefährlichen Tiere hat. Ehe man nicht die sehr grosse Königin zu fangen vermag, bringt man die Ameisen nicht weg. In vielen Bungalows stehen deshalb Tisch- und Stuhlbeine in Blechbüchsen, welche Oel enthalten.

Der Bergbach braust, das schäumende, hochaufspritzende Wasser stürzt über die roten Felsblöcke hinunter, an welche sich mannshohe Aloëen schmiegen. Ganze Büschel gelber Astern, herrliche Farnen und Moose umhüllen die Steinplatten. Nachdem ein gewundener Weg durch eine Wildnis von Kokospalmen, Bananen, Melonenbäumen und Bambus geführt, steht man plötzlich vor einem stufenförmig aufgebauten Tamilengrab, über welches sich ein ficus neigt; nahebei liegt ein Teeaufseher in hochaufgeworfenem, blumenbepflanztem Grab und gegenüber eine Tamilin, auf deren Hügel zwei einfache Holzkreuze bezeugen, dass sie Christin geworden. Buddhisten, Mohamme-

daner, Christen, der Friede dieses Ortes ist für alle derselbe.

In einem anderen Teefeld führt der Weg über weichen Moosboden, der über und über mit roten und blauen Sternblümchen besät ist. Wo nicht Steine liegen, wo der menschliche Fuss nicht hintritt, ist keine Hand breit Erde, auf welcher es nicht grünt und blüht.

Im nahen Walde hämmert der Kupferschmiedvogel; es tönt genau als klopfe er einen kupfernen Kessel aus; die Königskrähe krächzt und der kleine, blaue Königsfischer pfeift fröhlich sein „Did you, did you" in den sonnigen Tag hinein. Kleine grüne Papageien schwirren umher und auf den Teeblüten gaukeln grosse Schmetterlinge, sammtbraune mit hellblauen Flecken und blaue mit weissen und schwarzen Tupfen. Prächtige, azurblaue Lybellen schweben über dem Bach und umgaukeln dessen blumenreiches Ufer.

Wo der Boden noch nicht ausgebrannt ist, stösst man auf Jungle, auf schöne Stecken Urwald, in dessen Dunkel noch Wildschweine hausen und sich kleine Affen von Ast zu Ast schwingen. Hier ist dem Menschenfuss ein Ziel gesetzt; undurchdringliches Dickicht macht jedes Weiterschreiten unmöglich. Das dichte Geflecht der Lianen, Clematis und Passionsblumen hüllen einen grünen Mantel um das geheimnisvolle Treiben der Natur.

Wir gehen zurück und wandeln in einer Allee von Grevillaea robusta, welche die Engländer Silky Oak nennen. Durch das hohe Mana- oder Citronellgras gucken dunkelblaue Indigoblüten; rote und weisse Narzissen blühen neben der stacheligen Ananas und der scharlachroten Amaryllis. Tief im Wald versteckt, steht ein knorriger Tempelbaum, dessen Luftwurzeln schlangengleich von den Aesten herunterhängen. Der alte Baum mit seiner mächtigen Krone ist dem Tamilen (Hindu) heilig; im Schatten seiner Aeste versieht der Priester seinen Gottesdienst. Aus flachen Steinplatten zusammengefügt, steht eine Art Altar an den Baum gelehnt. Vor den drei aufrechtstehenden Platten steckt im Boden, gleich einem Neptunstab, eine dreizackige Eisengabel, an welcher wohl früher, als es die Engländer noch nicht verboten hatten, die Opfertiere aufgespiesst worden waren. Neben der Gabel steht ein kleines Glockengestell. In später Abendstunde bläst der Priester hier sein Horn und schlägt den Tam-Tam, während ein hohes Feuer zum Himmel lodert.

Aus dem stark ansteigenden Wald kommt man plötzlich in einen, von ziemlich hohen Gipfeln überragten Talkessel. Unten an den schroff abfallenden Wänden stehen hohe, eichenartige Bäume, welche die Eingeborenen „Swellingface-tree“ nennen. Die weit ausladende Krone des Baumes trägt prächtig hellgrün glänzende Blätter. Bekommt man durch Zufall von

dem Saft der Baumrinde an das Gesicht, so schwillt die Haut sofort sehr stark auf.

Von Opalgalla, singhalesisch „Pusella“, führt ein hübscher Weg zur nächsten Poststation Gammadua. Die erste Hälfte führt durch lichten Wald; bald gelangt man ins Freie und schaut über Hügelzüge und tiefeingeschnittene Täler, welche von brausenden Bergbächen durchzogen sind. Aus prächtigen Baumgruppen gucken hübsche Bungalows, die oft nur durch Kleinigkeiten den europäischen Besitzer verraten.

In herrlich geschützter Lage, nahe dem Bergbach, liegt ganz im Grün versteckt, ein Spital, in welchem ein singhalesischer, vom englischen Gouvernement angestellter Arzt, täglich Sprechstunden erteilt und eventuell Wunden verbindet. Auf der Brücke stehend, sieht man tief unter sich den wasserreichen Bach, über welchem es sich wie ein zarter, weisser Schleier hebt und senkt. Ganze Schwärme von dicht nebeneinander fliegenden, weissen Schmetterlingen ziehen zum Tal hinaus ins offene Land; zu tausenden aus derselben Richtung, von Indien kommend, fliegen sie zu tausenden, eng nebeneinander, dem Meere zu und es sieht aus, als ob plötzlich ein weisses, breites Atlasband über den Bach gespannt würde.

Nun leuchtet das ganze Tal von der untergehenden Sonne. Die Rosenfarbe des Himmels wird immer intensiver und es entstehen Farben, für welche die

Namen fehlen. Lange Streifen in hell und dunkelrot, veilchenblau, dunkelblau, hellblau, meergrün, orange, hellgelb, in allen Variationen leuchten die Wolken, bis ziemlich rasch die Dämmerung einbricht, welcher die Nacht beinahe plötzlich folgt.

Sowie die Sonne hinter dem Hügel verschwunden, fängt mit einem Schlage das Grillenkonzert im Walde an, so heftig, so schrill, dass man sich in einen Maschinensaal versetzt glaubt, in welchem hunderte von Weberschifflein surren.

In den Bäumen, in den dreifarbigen, grün-gelb-roten Codiaeum variegata fängt es an zu summen und zu flimmern von den reizenden Feuerfliegen, die ihren Tanz um die Blumen beginnen. In den dunkeln Bäumen blitzen sie wie Diamanten; es ist ein Leuchten hinauf, hinunter; wie lebende Funken zuckt es über die Blätter, wie Tautropfen glitzert es in den Blütenkelchen und gleich fallenden Sternen schwingen sich die stark leuchtenden Käfer von hohen Baumgipfeln in das taufrische Gras. In solchen Abendstunden ist es herrlich, sich im Opalgalla-Bungalow auf den Liegestühlen auszustrecken, den frischen Abendwind zu geniessen und in die funkelnden Sterne zu blicken.

Man kann in Opalgalla stundenlang gehen, ohne einen Menschen zu treffen, bis man plötzlich einigen Eingeborenen gegenübersteht, welche lautlos aus dem Boden heraus zu kommen scheinen. Dann wird man

sich erst bewusst, dass wir vier Europäer die einzigen „Weissen“ unter zirka 500 Eingeborenen leben. Es ist dies jedoch kein ängstliches Gefühl; denn der Respekt vor der weissen Rasse ist immer noch gross und diese braunen Menschen sind, wenn nicht gereizt, recht harmlos.

Auch auf Tiere gefährlicher Art stösst man hier wohl selten. Wir erfreuen uns an den schönen Farben der Prachttauben, an deren weissem Kopf mit rundgebogenem Schnabel und der prächtig blauen Brust und hören den Bul-Bul, die Ceylonelster, plappern. Niedliche Palmeichhörnchen mit breiten, platten Schwänzen klettern über die Bäume und das langgeschwänzte Chamäleon lauert stundenlang, an einem Baumstamm angeklebt, auf sein Opfer. Aus dem Gras ertönt der eigentümlich singende Ton eines kleinen Frosches, dessen Liebesruf klingt, als ob man mit nassem Finger über den Rand eines Kristallkelches reiben würde.

Es gibt ja auch hässliche Tiere, wie z. B. die langen giftigen Tausendfüssler, die Skorpione und Schlangen, von welch letzteren wir bis jetzt nur eine gesehen. Ein Cooly brachte eines Tages eine scheussliche, lebende Vogelspinne, Mygale Walck. Das hässliche, langbehaarte, braune Tier hat einen dicken, runden Leib von ungefähr 5 cm. Durchmesser; der Kopf hat die Grösse einer Nuss und am Maul sind zwei grosse, zangenartige Kieferfühler. Die haarigen Beine

haben gebogene Klauen (mit welchen sie die Erde aufwühlen), welche an der unteren Seite eine schöne, opalisierende Hornhaut zeigen. Die Vogelspinne nährt sich von kleinen Wirbeltieren und Vogeleiern. Von Haustieren im europäischen Sinne kann kaum gesprochen werden. Die Eingeborenen halten sich hässliche Hunde, welche ihrem Aussehen nach, von Schakalen herstammen könnten. Katzen sind selten; sie haben von Geburt an nur einen ganz kleinen Stumpf statt des Schwanzes, wie die Japankatzen. Es sieht aus, als ob der „Urkatze“ der Schwanz dicht am Leibe abgeschnitten worden wäre und die Nachkommen nun nur noch mit einem verkrüppelten Rudiment herumgehen müssten.

Als Zugtiere dienen die trägen indischen Buckelochsen und kleine australische Pferde, da die europäischen das Klima nicht ertragen.

Wenn man in Europa von Indien oder von Ceylon spricht, so kann man sicher sein, dass jemand die Schlangen erwähnt, gerade so, als ob sie zum mindesten täglich auf der Landstrasse herumkriechen würden.

In Gegenden, wo der Pflanzer Schlangen vermutet, trägt derselbe hohe Gamaschen; er weiss, dass die Cobra ihren Leib nur 30 cm. hoch heben kann, also ist das Bein dadurch genügend geschützt. Man wird auch hier mit Vorsicht die Gebüsche beobachten und die leeren Termitenhügel umgehen, wo sich die

Schlangen gerne zum Brüten zurückziehen. Die Brillenschlange soll den Menschen nicht angreifen, wenn sie nicht gereizt wird; ist aber die gelbliche, 150 bis 180 cm. lange Schlange gereizt worden, so erhebt sie sich wild; die Halsrippen stellen sich plötzlich wagrecht heraus, so dass der herzförmig ausgebreitete Kopf, die schöne Brillenzeichnung zeigt.

Während unseres Aufenthaltes auf Ceylon, brachte die „Times of Ceylon“ zwei interessante Notizen über Schlangen.

Zwei Eingeborene beobachteten mit Entsetzen den Kampf zweier Cobra di Capello, welche sich gegenseitig verschlingen wollten. Beide Schlangen, um einen Ast desselben Strauches gewickelt, wehrten sich verzweifelt; plötzlich musste die eine, schon halb verschlungene Schlange den Ast loslassen und wurde im selben Augenblick vom Gegner vollends verschluckt. Die ganze Szene, der verzweifelte Kampf, die vollständige Machtlosigkeit und das plötzliche Verschwinden der kleineren und die Flucht der grösseren Schlange, dauerten kaum 15 Sekunden. Es ist dies jedenfalls ein seltener Vorfall, da sich sonst „gleich und gleich“ nicht verzehrt.

Ein zweiter Einsender schreibt: „Einige meiner Coolies stiessen auf einer Planzung auf eine sechs Fuss lange Cobra; auf das Geschrei der Männer sprang ich herzu und versuchte die Schlange zu

packen ohne deren Haut zu verletzen. Sie schien ein guter Fechter zu sein, und mein leichter Stock vermehrte nur ihre Wut, obschon ich ihr Schläge versetzte, die eine gewöhnliche Schlange getötet haben würden. Ich rief nach einer Hacke, womit ich sie schliesslich tötlich verwundete. Zu meiner grossen Verwunderung fing die verendende Schlange an, eine grosse Tic Polonga (eine sehr giftige und gefährliche Schlange) zu erbrechen, welche drei Fuss mass."

Die Zeitung brachte daraufhin eine erklärende Belehrung, woher die Feindschaft zwischen Cobra und Polonga herstamme. Eine singhalesische Volkssage erzählt: „Früher waren Polonga und Cobra gute Freunde. Einst ging die Cobra aus, um Wasser zu suchen; nach langem, nutzlosem Wandern, fand sie endlich eine Wanne, in der ein kleines Kind badete. Ahnungslos streichelte das kleine Wesen das gefährliche Tier und dieses trank von dem Wasser, ohne das Kind zu verletzen und kroch weiter. Auf dem Rückwege traf die Cobra die ebenfalls Wasser suchende Polonga. Sie wies der Freundin den Weg zur Badewanne, unter der Bedingung, dass diese das kleine Kind verschone. Da sie jedoch der Polonga nicht traute, ging sie zurück und fand das Kind mit einem tötlichen Biss in der Wanne. Die Cobra saugte das Gift aus der Wunde und rettete dem Kinde das Leben. Der Polonga aber schwur sie Rache und beschloss,

sie zur Strafe bei der nächsten Begegnung zu verschlingen."

Tag reihte sich an Tag, die Zeit verging wie im Fluge. Wir kamen eben von einem kleinen Spaziergang zurück; beladen mit Pflanzen, Blumen und Samenkörnern, die nun alle auf dem Tisch ausgebreitet wurden. Plötzlich erschien Ramsame, der kleine, braune Diener, der auch noch etwas beifügen wollte. Er legte einige unscheinbare Blättchen auf den Tisch, blieb aber beharrlich dabei stehen. Als wir immer nicht begreifen wollten, welche Bewandtnis es mit den Blättern hatte, fing er mit aller Macht an zu schnupfen, bis wir ihn verstanden; er hatte uns ein sehr wohlriechendes Kraut gebracht. Unterdessen aber waren unsere schön polierten, hell und dunkelbraun gestreiften, kugeligen Samenkörner lebendig und zu vielfüssigen Käfern geworden!

Wir erwarteten ungeduldig den Freund, der uns heute mitteilen sollte, ob die mit Spannung ersehnte Reise ins Innere des Landes, am anderen Tage zur Ausführung kommen werde. Ein Blick in des Freundes vergnügte Augen sagte uns genug. In Eile wurde die „Iron box", der zuverlässigste Tropenkoffer, gepackt und alles bereit gelegt, um am anderen Tage möglichst früh per Wagen nach Matalé zu fahren.

Der Felsentempel Alu-Wihâra.

In schöner, herrlicher Morgenfrische fahren wir von den Bergen hinunter nach Matalé. Unser Wagen sieht aus wie ein hochbeiniger Moskito und unser Kutscher ist ein altes, dürres, kleines Männlein mit hundert Falten im Gesicht, das wie ein Affe auf seinem erhöhten Sitze hockt. Sein junger Gehilfe ist dagegen ein hübscher Tamile, dem die blaue, verschnürte Kutscherkleidung gut steht und dessen rotes Kopftuch auf den sorgfältig geölten Haaren, sein feines, braunes Gesicht passend umrahmt. Den Bergen entlang ziehen noch leichte Nebelschleier, während die duftig blauen Gipfel schon daraus hervorgucken. Es ist eine Freude, durch die schönen Tee- und Kakaopflanzungen zu fahren, welche bei kühlen Nächten und starkem Tau in der hohen Lage üppig und grün heranwachsen. Im dunkeln Laub der Kakaobäume hängen die länglichen, grossen, roten Schalenfrüchte. Ueber den Kakaogebüschen heraus ragen Gummibäume, deren junges, kupferrotes Laub einen warmen Farbenton über die ganze Pflanzung verbreiten. Die braunroten Stämme herrlicher Eucalypten leuchten durch das Grün feinblätteriger Tamarinden und blühende Akazien mit lang niederhängenden, kirschroten Blütentrauben überwölben unsern Weg. Da und

dort stehen Singhalesenhütten im dichten Laubwerk der Nutzpflanzen versteckt und alte Priester in orangefarbenen Gewändern kreuzen mit ihren Zöglingen unsern Weg. In längst vergangenen Zeiten, da Elephantenzähne noch nicht zu den Seltenheiten gehörten, trugen die buddhistischen Priester herrlich geschnitzte Elfenbeinfächer als Abzeichen ihrer geistlichen Würde; heutzutage tragen die glattgeschorenen Frommen zum Schutz gegen Sonne und Regen den grossen Talipotschirm. Die gebleichten, rundgebogenen Fächerblätter der Talipotpalme werden an eine starke Blattrispe so fest genäht, dass das Ausreissen von einzelnen Fibergliedern verhütet wird. Mitten in der Wölbung ist ein geschnitzter Holzgriff angebracht, an welchem der Priester, je nach Bedürfnis, den Schirm sich schützend über den Kopf halten kann. Im Innern des Landes tragen die Eingeborenen noch das unbearbeitete, wie ein Fächer zusammengelegte Blatt der Talipotpalme als Regenschirm unter dem Arm. In den Hafenstädten dagegen sind leider schon die gewöhnlichen europäischen Regenschirme eingeführt, welche zu dem Naturvolk in Saron und blossen Füssen so gar nicht passen wollen.

Geradeaus, wie eine rote Schlange, liegt der Weg vor uns. Ehe wir die Brücke über den Mahaveli passieren, werden wir vom Zollbeamten, der durch einen grossen, auf der Brust befestigten Messingschild kenntlich ist, angehalten. Er steht neben seiner Hütte, bei

welcher eine hohe Stange mit einer roten Laterne aufgepflanzt ist, und lässt sich vom vorbeifahrenden Kutscher 50 Cents in die aufgehobenen Hände werfen. Meilenweit ziehen sich auf der anderen Seite des Flusses Tee- und Kakaofelder hin, welche meist mit einer lebenden Hecke von blühenden „Dadaps“ umgeben sind, welche später den sogenannten grünen Dünger ergeben. Die raschwachsende Pflanze mit ihren grossen, fleischigen Blättern bildet in kurzer Zeit eine undurchdringliche Hecke. Wenn man diese weiten, sorgfältig von Unkraut befreiten Felder anschaut, bekommt man erst den richtigen Begriff, welch grosse Arbeitskraft zu deren Unterhalt nötig ist und dass 200—300 Coolies genug zu tun haben, um neben dem Pflücken die andere Arbeit besorgen zu können. Von den höheren Feldern ziehen sich weite Gräben herunter, welche den Wassermassen in der Regenzeit oder bei Tropengewittern Ablauf verschaffen. Schon bei gewöhnlichen Gewittern sind die Bäche oft von dem stark eisenhaltigen Gneissboden blutrot gefärbt.

Mit stummer Zeichensprache macht uns das Kutschermännchen auf eine Baumgruppe aufmerksam, vor welcher freistehend, stolz und hoch eine Talipotpalme, die Königin der Palmen, aufragt. Der grosse, helle, oft bis zu 30 Meter aufwachsende Stamm trägt noch die Ringspuren der abgefallenen Fächerblätter, deren Durchmesser 3 Meter erreichen sollen. Die Talipotpalme blüht zwi-

schen dem 80. und 90. Jahre; wem es vergönnt ist, sie blühen zu sehen, der darf sich glücklich schätzen. Wie ein hoher, gelber Mastbaum erhebt sich der Blütenkolben über den obersten Blättern, welche sich schon langsam nach unten biegen. Hat das Wachstum die Hüllenblätter der Knospe gesprengt, so öffnet sich, Zweig um Zweig, die Riesenblume; jeder einzelne Zweig besteht aus Tausenden von kleinen, gelb-weissen Blüten. Wie eine Riesenspirea, wie ein 3 Meter hoher Federbusch ragt die Wunderblüte über die Blätterkrone hinaus. Leider trägt nun die stolze Palme den Todeskeim in sich! Nach etwa drei Monaten beginnt die Blüte Früchte anzusetzen; es entwickeln sich zahllose, nussartige Samenkörner, während sich die Fächerblätter neigen und langsam absterben. Die schweren Nüsse ziehen den Fruchtschaft herunter, die Zweige knicken ein und zitternd, wie erschauernd im Vorgefühl des nahen Endes, sinkt die Blume um. Vergangen ist die Pracht des schneeigen Blütenschleiers, welcher den Todeskampf der Palmenkönigin verhüllte. Das Absterben einer Talipotpalme bedeutet einen Verlust für den Singhalesen, welcher die einzelnen Bestandteile, wie es im Volksmunde heisst, für 800 Gegenstände verwerten kann. Die Fächerblätter dieser Palme werden schon seit Jahrtausenden für Urkunden präpariert. Die gebrühten, gebleichten und getrockneten Blattrispen, Ola (Papier) genannt, wurden und werden heute noch

mit einem eisernen, spindelartigen Griffel, Stylus, beschrieben. Auf die einzelnen abgetrennten Fächerstreifen werden hauptsächlich von Priestern Gebete und buddhistische Vorschriften in der heiligen Palischrift auf das weiche Blatt eingeritzt und nachher mit Asche überrieben, um durch die dunklere Farbe die Schriftzeichen leserlicher zu machen. Das Beschreiben der Talipotblätter ist sehr mühsam, da die eingeritzten Buchstaben nur schwach sichtbar sind; Priester und „Astrologer" verstehen es jedoch gut, den Fasern des Blattes entlang zu schreiben. Blatt um Blatt wird aufeinandergelegt, links und rechts mit einer Schnur durchzogen und schliesslich mit zwei bemalten Holzdeckeln oben und unten zusammengehalten und mit der durchgehenden Schnur befestigt. Diese präparierten Blätter trotzen Zeit und Klima und es ist der Talipotpalme zu verdanken, dass die 587 v. Chr. von Mönchen begonnene und bis ins 18. Jahrhundert fortgesetzte Ceylonchronik „Mahawansa" auf uns übergegangen ist. Während die Schulkinder in Colombo schon europäische Schultafeln haben, gehen die braunen Kinder im Innern des Landes mit den Olabüchern zur Schule, deren Text jedoch auf die etwas kleineren Blätter der Palmirapalme geritzt wird. Mit wenigen Blättern der Talipotpalme lassen sich grosse Zelte errichten, die meisten Hütten der Eingeborenen sind mit diesen Blättern bedeckt, ebenso die Ochsenkarren.

Unser ratterndes, holperndes Gefährt führt uns immer weiter unter domartig gewölbten Bäumen hindurch, vorbei an feuerroten Malvengebüschen, an Kokospalmen und Mangobäumen. Die Strasse wird einsamer, nur noch selten trifft man Büffelkarren; gleichmässig langsam, scheinbar unbedrückt vom Joche, trotten die Tiere ihren Weg. Die Büffel haben kleine Ketten über die breite Stirne gespannt, deren Enden links und rechts durch Kaurimuscheln, weisse Schneckenmuscheln gezogen sind; an den Hörnern stecken glänzende Messingkapseln.

Zwischen Matalé und Nalandé stiegen wir von unserem luftigen Wagen herunter und liessen uns durch einen Singhalesen zum Tempel „Alu-Wihâra“ führen. In kurzer Zeit waren wir von einer Menge von Eingeborenen umgeben, welche uns als „Weisse“ neugierig betrachteten; kleine Kinder flohen mit ohrenzerreissendem Geheul hinter die Hütten. Bald kamen uns mit langsamen Schritten zwei Priester in gelben Gewändern entgegen; der eine hielt sorgfältig, wie eine brennende Lampe, einen mächtigen Silberschlüssel vor sich her. Durch schönen Jungleweg gelangten wir zu schmalen, grasbewachsenen Granitstufen, welche bis nahe zum Tempel führten. Die meisten dieser Felsentempel bildeten einst Zufluchtsstätten für fliehende Singhalesenkönige, welche die Felsenwohnungen nach glücklicher Rettung später, nach ihrer Bekehrung zum Buddhismus, mit

grossem Pomp zu Tempeln einweihten. Dieser Umstand erklärt es jedenfalls, warum man in den Tempeln Hindugötter in friedlicher Eintracht neben den später erstellten Buddhastatuen zu sehen bekommt.

Gleichsam als Hüter des Heiligtums stehen drei hohe, schlanke Kokospalmen vor dem Eingang des Tempels; an eine derselben lehnt sich ein alter Priester, der uns ernst, aber freundlich blickend empfängt.

Den Vorraum des Tempels schützt ein von weissen Holzsäulen getragenes Dach, das sich unter dem weit ausladenden Felsen anlehnt. Steil und hoch erhebt sich darüber die rötliche Felsenwand. Wir treten durch die Türe eines hölzernen Stabgitterwerkes in die Höhle hinein und stehen plötzlich einer enormen, liegenden Buddhastatue gegenüber, welche aus dem Felsen herausgehauen ist. Es dauert eine Weile, ehe sich das Auge an das Dunkel gewöhnt und die Einzelheiten zu unterscheiden vermag. In dem düstern Raume stolpert man beinahe über eine lange Bank, auf welcher kleine Tonschalen zum Verbrennen von Sandelholz (Weihrauch) und Räucherpulvern aufgelegt sind. Wachsweisse Tempelbaumblüten und Jasmin liegen darüber hingestreut; da und dort sieht man auch Münzen in das Blatt der Bethelrebe eingewickelt, als ob der Geber sich scheue, das offene Geld hinzulegen. Der gewaltige Buddha, dessen Grössenverhältnisse der gläubige Buddhist gerne mit des „Erleuchteten“ grossen, übernatürlich

starken Geist verglichen haben will, wirkt im ersten Augenblick erschreckend in den engen Raume. Die ganze Statue ist mit etwas grellen Pflanzenlackfarben überzogen, mit welchen man sich der schönen Zeichnungen wegen wieder versöhnt. Den Riesenkopf mit den starr blickenden Augen, stützt Buddha auf die rechte Hand. Der Arm ist vom Ellbogen an stark vergoldet und lehnt sich auf eine grosse geöffnete Lotosblume, deren Mitte aus einem offenen Auge gebildet ist. Bei den alten Indern galt die Lotosblume als Sinnbild der Erde; also blickt Buddhas Auge über das ganze Weltall. Der linke Arm ist fest am Körper angepresst. Links und rechts der grossen Statue sind zwei kleinere Buddhas in sitzender Stellung; sie halten die Hände lässig übereinander gelegt im Schoss, das Antlitz zeigt steinerne Ruhe. Die ganze Felsendecke zeigt Ereignisse aus Buddha's Leben. Im Tempelvorraum sehen wir grell gemalte Fresken, welche dem Sünder die zukünftigen Strafen vor Augen führen. Die schrecklichsten mittelalterlichen Folterqualen sind nichts gegen diese singhalesische Phantasie. Längs der Mauer gehen lebensgrosse Elefanten, über denselben sehen wir z. B. wie scheussliche Ungeheuer, halb Teufel, halb Tier, blutüberströmte Frauen einen Baum hinauf jagen, aus dessen Stamm ringsum spitze Messer herausragen. Auf einem zweiten Bilde stehen jammernde Menschen mitten im Feuer und werden von Löwen

zerrissen, nackte Männer von wütenden Geiern zerfleischt und händeringende Frauen fliehen vor der Umschlingung scheusslicher Polypen, welche ihnen die Augen aussaugen etc. etc. Es ist auffallend, dass unter diesen strafbaren Menschenkindern die Frauen vorherrschen und dass fast alle bösen Geister bei den Hindu weiblichen Geschlechts sind. Schade, dass wir die über den Bildern stehenden Erklärungen nicht lesen können. Ein eigenartiger Schmuck hängt der niederen Felsdecke entlang: es sind die sogenannten „temple-counches", kleine, mit Muscheln und Perlen verzierte farbige Beutelchen, immer drei bis vier zusammengebunden. Ob dieselben Opfergaben an Räucherpulver oder ähnliches enthalten, konnte uns leider niemand sagen.

Es ist schliesslich eine wahre Wohltat aus dieser dumpfen Höhlenluft wieder an die frische Luft zu gelangen, soweit es zwischen diesen beiden senkrechten, von der Sonne glühend heissen Felswänden möglich ist. Mit den traurigen Augen bescheiden heischend, hält uns der Priester eine bedeckte Schale entgegen. Wenn man bedenkt, wie die Mönche das Gelübde der Armut ablegen müssen, so ist eine kleine Gabe wohl berechtigt, umsomehr, als die armen Menschen auch für den Unterhalt des Tempels zu sorgen haben. Als wir ins Freie gelangten, zog ein eigentümliches Pfeifen und Flügelschlagen unsere Blicke in eine tiefe Felsenspalte, aus welcher in der Nähe ein

fast ohrenbetäubendes Geräusch und ein bestialischer Geruch herausdrang. Tausende und tausende von Fledermäusen hausten ungestört in dieser Höhle; da der Buddhist nichts Lebendes vernichten darf, so vermehren sich diese grausen Nachtvögel ins Unendliche und kleben, Flügel an Flügel, eine ekle lebende Wand dem Felsen entlang.

Einige Felsenstufen führen uns noch zu einer blau gestrichenen (enamel chunam) Dâgoba hinauf, von welcher aus sich ein hübsches Panorama über Jungle, Urwald, über Dambulla bis in die Kandyberge ausdehnte. Eine Dâgoba ist ein buddhistischer Reliquienschrein, der in Grösse schwanken kann, zwischen der handglockenförmigen Dâgoba des Hausaltars bis zu dem enormen Umfang einer Peterskuppel, wie wir sie in einer solchen Grösse später in Anuradhapura sehen sollten. Beim Abstieg bemerkten wir leider, dass zwischen den beiden Felsen ein offener Glockenturm gebaut wird; schade, wenn das malerische Alte durch unpassende Neuerungen verunstaltet wird. Eine vergessene Tonschale nahmen wir als Andenken an den Felsentempel „Alu-Wihâra“ mit, der seit 1000 Jahren allen Buddhisten als Wallfahrtsort heilig ist. Nach etwas unbequemem Abstieg über die schlüpfrigen Granitplatten erreichen wir wieder die schönen Bäume, in deren dichtem Schatten die bescheidenen Hütten der Priester stehen.

Um die Mittagszeit erreichen wir das Rasthaus von Nâlande. Es ist eine praktische Einrichtung der Engländer, je nach einer Tagereise im Urwald ein sogenanntes „resthouse“ bauen zu lassen. Das englische Gouvernement liess dieselben ursprünglich für seine Beamten, für die Wald- und Weg-Ingenieure herstellen, da es für Europäer unmöglich ist, in den Hütten der Eingeborenen Unterkunft zu suchen. Es ist daher für jeden Reisenden eine Wohltat, in diesen einfach eingerichteten Bungalows Nachtlager und Verpflegung zu finden. Das Rasthaus von Nâlande steht auf geschichtlichem Boden. Im Jahre 1650 war hier der Schauplatz von wilden Kämpfen zwischen Portugiesen und Holländern, welche beide das Eigentumsrecht auf Ceylon beanspruchten. Noch jetzt liegen im nahen Walde, in der Erde halb vergraben, portugiesische Kanonenläufe und Kugeln. 1815 wurde an dieser Stelle der letzte, grausame Singhalesenkönig gefangen, als er sich in einem Keller vor den Engländern verstecken wollte, nachdem er seinen „Adigar“, Minister hatte köpfen lassen.

Wenn man in den schönen, nach englischer Art gehaltenen Garten des Rasthauses einfährt, erblickt man unter einem mächtigen Tamarindenbaum eine eigenartige Sitzbank. Auf zwei Pfosten liegt ein altes, patiniertes, portugiesisches Kanonenrohr, umschlungen von Passionsblumen, mitten in einer Wildnis von gelben Astern, leuchtenden Amaryllis, Lilien und Klettermalven. Vor

der Säulenveranda des Rasthauses erhebt sich eine herrliche Tamarinde, die ihre Aeste weit über das Dach hinlegt. Die feingefiderten, mimosenartigen Blätter zittern um die kirschroten Blütentrauben und die rundgebogenen Fruchtbohnen. Den knorrigen Stamm umklettert eine schöne Vanillepflanze mit glänzenden Blättern und kleinen weissgelben Blüten. In kleinen, zu Blumenampeln umgewandelten Kokosnusschalen hängen allerlei niedliche Fliegen-, Bienen- und Schmetterlingsorchideen über den Stamm herunter. Eine kleine Freitreppe führt auf die mit schwerfälligen Tropenstühlen verstellte Veranda und in das geräumige Esszimmer, an welches links und rechts Schlafzimmer mit Baderäumen stossen. In den sauber gehaltenen Zimmern stehen hochbeinige, mit Moskitonetzen versehene Bettstellen, Stühle und die notwendigsten Waschgelegenheiten. Im anstossenden kleinen Raum befindet sich eine kurze Badewanne und daneben der Eimer, mit welchen man sich Wasser übergiesst, da man sich in der Wanne nicht ausstrecken kann. Eine grosse, alte, mit Erde aufgefüllte Petroleumbüchse, in welcher ein aus Kokosnusschale verfertigter, langstieliger Löffel steckt, steht neben dem unvermeidlichen Erdcloset. In den Tropen ist ein Bad fast ebenso notwendig, wie das Essen und es ist merkwürdigerweise das warme, ja heisse Bad, das am besten erquickt. Das hölzerne Gitterfenster der Badekammer macht mit dem fein lanzettierten Doppelbogen einen echt gothischen

Eindruck. Die Singhalesen sind äusserst geschickt im Anfertigen von Holzornamenten und Holzschnitzereien, zu welchen sie hauptsächlich das starke, schwere Holz des Teakbaumes benützen. Beinahe über jeder Türe prangt ein luftig durchbrochenes Gitterwerk mit prachtvoller Zeichnung, welche deutlich beweist, wie stark das anererbte Kunstgefühl in diesem rassenreinen Volke erhalten blieb. Der „resthousekeeper", ein gut englisch sprechender Singhalese, setzte uns einen guten „Tiffin" vor, dem natürlich das stark gewürzte, aber wohlschmeckende Curry-Rice Gericht nicht fehlen durfte. Während des Essens verschaffte uns ein kleiner, brauner Junge die nötige Kühlung durch die Punkha, welche im Innern des Landes noch nicht von den elektrischen „fans" verdrängt ist. Wie eine aus den Angeln gehobene Türe hängt ein langes, unten mit Wollfransen versehenes Brett an der Decke. Das an der Punkha befestigte Seil läuft über einer Rolle durch die Mauer hindurch bis in die Küche, in welcher der Junge diesen quitschenden Kühlungsapparat in beständiger Bewegung zu halten hat.

Trotz der herrschenden Hitze durften wir uns hier nicht zu lange aufhalten, da wir vor der Dämmerung noch einen zweiten Felsentempel aufsuchen wollten.

Die Felsentempel in Dambulla.

Wir fuhren gleich weiter nach Dambulla. Der Weg führt uns durch herrlichen, stillen Wald; immer dichter stehen die Bäume, immer enger begrenzen undurchdringliche Hecken links und rechts den Fahrweg. Rotblühender Hibiscus leuchtet durch das helle und dunkle Grün der Bäume. Der „red cotton tree", Bombax malabaricum, mit seinen fast tellergrossen, feuerroten Blumen ist ein wunderbarer Anblick. Da der Baum so dicht mit Blumen besetzt ist, vermisst man die zur Zeit fehlenden Blätter kaum und am Boden bilden die abgefallenen Blüten einen purpurnen Teppich. Zwischen gelbblühenden, hohen Akazien steht, einer Eiche gleich, ein mächtiger „candle-tree", Parmentiera cereifera; seine reich verzweigten Aeste tragen ganze Bündel langer, gelber Schoten, welche in der Tat ein getreues Abbild der alten, biederen Talgkerze sind. So bietet der Urwald immer Neues, je tiefer wir in denselben eindringen.

Im Laufschritt kommt uns eben ein Postbotencooly entgegen, der seine Strecke von 4 englischen Meilen mit den Postsachen abrennen muss. Der leichtfüssige Tamile trägt in einer Hand einen langen Holzspiess, an welchem die Glocke befestigt ist, die das Nahen des Postboten

verkünden und allfällige Schlangen verjagen soll, in der anderen hält er den verschlossenen Postsack. Ist es nicht ein gutes Zeugniss für die Eingeborenen, dass die englische Regierung diese naive Art der Briefbeförderung beibehalten hat? — Wir erreichen bald das Rasthaus von Dambulla, wo wir uns mit Freuden in den Schatten der herrlichen Tamarindenbäume flüchten. Die Sonne sendet noch ihre sengendsten Pfeile hernieder und dennoch trinken wir heissen Tee, der allein den namenlosen Durst zu löschen vermag, wenn man sich zu dem beliebten Whisky und Soda nicht entschliessen kann. Das Ratshaus Dambulla ist etwas besser eingerichtet; das Schlafzimmer hat einen Stuhl mehr und an der Wand hängt ein wirklicher, halbblinder Spiegel. Statt einer sind zwei Waschschüsseln da und vor einem Bett liegt ein kleiner Teppich auf dem Steinboden. Wer wäre nicht dankbar, mitten im Urwald so gute Unterkunft zu finden. Das Esszimmer ist freundlich und der Teetisch zierlich, ja festlich gedeckt. Mit Cochenille gefärbte Reiskörner ziehen sich in hübschen Arabesken um den ganzen Tisch; es konnte einem ordentlich leid tun, die zierliche Zeichnung zerstören zu müssen. Wir sassen behaglich beim Tee, aber — nicht anders als wie ein Glasteufelchen in der Flasche, hoppste unser dürres Kutschermännchen vor der Türe auf und nieder, um uns zum Aufbruch zu mahnen. Die Sonne stand schon tief und es war die

höchste Zeit aufzubrechen, wenn wir die Tempel noch bei Tageslicht beschauen wollten. Wir gehen mitten durch Dambulla, das, wie die meisten Dörfer der Eingeborenen, aus zwei Reihen Hütten links und rechts der Strasse besteht. Dambulla liegt im Schutze eines ca. 170 m. hohen und 700 m. langen Felsens. Wohnhütten und Verkaufsbuden sind eins und das Familienleben spielt sich auf der Strasse ab. Jetzt, da wir vorübergehen, schauen uns Männer, Frauen, Kinder an, als ob uns „Hagenbeck“ vorbeiführen würde. Die braunen Kinderaugen öffnen sich weit vor Schreck, wenn sie sich nicht vor Entsetzen schliessen. Die Frauen kochen ihren Reis und die Knaben stossen die zahlreichen Curry-Zutaten. Kinder werden gewaschen -- d. h. es wird ihnen unter obligatem Gebrüll ein Topf Wasser über die feinen, braunen Glieder geschüttet. Der Barbier hält den Kopf eines am Boden zusammengekrümmten Jungen im Schoss, dem er die vordere Hälfte der Haare abrasiert; ein Töpfer dreht emsig seinen Krug und der Schmied hämmert an Kesseln herum. Hohe, schlanke Tamilenfrauen tragen schöne Messingkrüge, gleich Amphoren auf den Hüften, indem sie den Hals des Kruges mit dem Arm umschlungen halten.

Jede Einzelne ist ein schönes Bild in dem malerisch umgeschlagenen farbigen Tuch. Halsbänder, Ohrringe, Gelenkreife und Ringe funkeln auf der bronzefarbenen Haut, welche wie weiche Seide schimmert. Die dunkeln Augen

schauen sehnsüchtig in eine unbekannte Ferne, während die weissen Zähne zwischen den dunkelroten Lippen blitzen. Durch schönen Junglewald gelangen wir auch hier zu Felsenstufen, die zum Tempel führen.

Als der singhalesische König Walagambahu im ersten Jahrhundert vor Chr. von den Tamilen aus Anuradhapura verjagt wurde, flüchtete er sich mit seinem Gefolge in diese fünf nebeneinander liegenden Felsenhöhlen. Als er nach 15jährigem Exil wieder den Thron besteigen durfte, liess er aus Dankbarkeit die Felsenwohnung zu buddhistischen Tempeln umwandeln, indem er gleichzeitig der Priesterschaft grosse Flächen Landes zur Reiskultur überliess, welche Felder noch jetzt den Mönchen angehören.

Vor der obersten Terrassentreppe liegt ein prächtig erhaltener sogenannter Mondstein, eine halbrunde Granitplatte, auf welcher skulptierte Blumen und Tiere schön erhalten sind. Die sich im Halbkreis folgenden Elephanten, Leoparden, Bären und Gänse mit der Lotosblume im Schnabel sowohl, als die schönen Lotosornamente sind bis ins kleinste Detail gut erhalten. Vor den Höhlen selbst stehen uralte, prächtige Tempelbäume, ficus religiosa mit mächtigen Stämmen und Aesten und vielfach verschlungenem Wurzelwerk. Die herzförmig zugespitzten glänzenden Blätter bilden eine dichte Laubkrone, in deren Schatten ganze Rudel kleiner Affen herumtollen. Eine neben der anderen liegen die fünf Höhlen unter

dem weitüberhängenden Felsendach, vor welchem zierlich geneigte Kokospalmen zum herrlichen Dome sich wölben. Der priesterliche Greis im hochgelben Gewand steht mit dem riesigen, vergoldeten Schlüssel am Tempeleingang. Mit angeborener, ruhiger Grazie öffnet er das hohe Tor, uns mit freundlicher Handbewegung zum Eintritt auffordernd. Heisse dumpfe Luft empfing uns in dem halbdunkeln Raum, in welchem man vorerst betroffen vor einer Ueberfülle von stehenden, sitzenden, liegenden Buddhastatuen steht; doch mehr und mehr steigert sich das Interesse und man sollte Tage, nicht nur Stunden diesem Höhlentempel widmen können. Die Decke der ersten Höhle ist der ganzen Länge nach mit einem heraldisch wirkenden Motiv von Figuren und Blumen bemalt. Da sich König Walagambahu wahrscheinlich während seines Exils noch zum Hinduismus bekannte, sieht man Wischnu- und Siwahstatuen, Hindudämonen aller Arten und Buddhas friedlich nebeneinander stehen. Der grösste liegende Buddha ist ca. 16 m. lang direkt aus dem Felsen gehauen und mit Lackfarben übermalt. Die Fresken an den Wänden, welche teilweise 2000 Jahre alt sind, zeigen Schlachtenbilder, Szenen aus dem Leben singhalesischer Könige auf der einen Seite, während an einer anderen Wand Ereignisse aus Buddha's Leben, seine Wanderungen als armer Mönch, seine Erleuchtung unter dem Tempelbaum in Magadha, und seinen Eingang in Nirwana vor Augen führen. Lange

Züge von prächtig geschmückten königlichen Elephanten ziehen sich bis in die dunkelsten Ecken hinein, welche der Priester mit einem kleinen, rauchenden Wachskerzchen zu beleuchten sucht. Auf verschiedenen Alabaster-Altartischen liegen prächtige Spitzendecken, welche vielleicht in dem Spitzendorf Galkissa hergestellt wurden. Die Tische sind über und über mit Blumen bestreut; neben den weissen Tempelbaumblüten liegen die reizenden Blumen des Sapubaumes, welche sich die Tamilfrauen so gern ins Haar stecken. Grosse weisse und zart rosaangehauchte Lotosblumen und deren wunderschöne Knospen legen sich im Kranze um grosse Messingteller, auf welche hübsch zusammengestellte Blumenmosaik in Sand eingebettet sind. Mit ausgesprochenem Farbensinn ist hier Blüte an Blüte gereiht und der Gedanke liegt nahe, ob nicht vielleicht unsere Teppichgärtnerei von diesen Tempelgaben beeinflusst wurde. Links und rechts der Eingangstüre stehen hohe, mit Messingornamenten versehene Glaskasten, in welche die essbaren Opfergaben gelegt werden, die zum grossen Teil neben dem Reis, den Lebensunterhalt der in Armut lebenden Priester und Mönche bilden. Diese Glaskasten verdanken ihren Ursprung der Bosheit der Affen, welche trotz Türen und Teppichen sich in die Höhlen schleichen und alles ausführen, was zu vertilgen ist. Wie der Blitz dringen die drolligen, kleinen Kerle in den Tempel, um ebenso rasch wieder mit der Beute

im Schatten des Mangobaumes zu sitzen. — Die hohe Türe der zweiten, grössten Höhle, Maha Vihâra, öffnet sich knarrend vor uns. Dieser Tempel ist ca. 50 m. lang und 15 m. breit und ebenfalls an Wänden und Decke bemalt. Wir sehen das überlebensgrosse Bild des königlichen Stifters Walagambahu vor uns, zahllose Schlachtenbilder, auf welchen Elephanten auf Menschenleibern herumtrampeln. Trotz aller naiven Auffassung ist es erstaunlich, wie gut die menschlichen Figuren gezeichnet und wie natürlich die Verkürzungen geraten sind. Männer- und Frauenfiguren unterscheiden sich deutlich, was hier gar nicht so ganz unbedingt selbstverständlich ist, da die bartlosen Männer die Haare im Genick geknotet haben und mit Schmuck überladen sind. In lebensgrossen Figuren ist an einer Wand der Zweikampf zwischen dem Tamilenprinzen Elara und dem singhalesischen König Dutthagamini dargestellt.

Im Jahre 161 v. Chr. wurde der König es endlich müde, von seinem Feinde beständig in Schrecken gehalten zu sein; Dutthagamini liess bekannt geben, dass er gesonnen sei, in einem Zweikampf mit Prinz Elara über das Los seines Landes zu entscheiden. Der König sitzt auf seinem reichgeschmückten Lieblingselephanten Kandula und reizt denselben, den feindlichen Elephanten, samt dem daraufsitzenden Gegner mit den wuchtigen Zähnen zu durchbohren. Der Ausfall gelingt und Prinz

Elara stürzt leblos zu Boden. Es wird in der Ceylonchronik „Mahawansa“ stark betont, dass der edle Dutthagamini den Leib seines Feindes verbrennen und ihm ein schönes Denkmal errichten liess, dem zu allen Zeiten gleiche Ehre wie jedem anderen Grabmal erwiesen werden sollte. Man erzählt uns, dass dies in Anuradhapura bis zu Anfang des letzten Jahrhunderts getreulich befolgt worden sei. Ganz köstlich ist auch die Landung des indischen Prinzen Wiyayo auf Ceylon wiedergegeben. Nachdem Prinz Wiyayo seinem Vater Aerger genug bereitet und das Volk seine Bestrafung verlangte, wurde er samt seinem Gefolge aus dem Lande gewiesen. In drei Schiffen werden je Männer, Frauen und Kinder, alle kahl geschoren, getrennt aufs Meer gesetzt. Die Fresken zeigen nun, wie Wiyayo mit seinen Männern 543 v. Chr. vor Ceylon das Schiff verliess. Um das Schiff Wiyayo's (Sohn einer Mutter, welche 16 Zwillingen das Leben gab) erheben sich zahllose Fischköpfe; die Fische scheinen in erregtem Zorne über die Störung, sich an dem Schiffe rächen zu wollen.

Im Tempel Maha-Vihâra hängt vor dem Hauptaltar ein grobgewobener, mit farbigen Bildern bedruckter Vorhang, hinter welchem sich rechts und links vom Altar zwei grosse ca. 2 m. hohe Messingstandlampen befinden. Ueber dem flachen Tellerfuss erhebt sich die gewundene Säule mit dem offenen, sternförmigen, sechsfach geschnauzten Oelbehälter. Obenauf sitzt ein grosser Hahn

mit durchbrochenen Flügel- und Schwanzfedern. Die beiden Lampen machen einen imposanten Eindruck und bilden eine schöne Zier des Alabasteraltars.

Unterdessen ist die Luft so drückend heiss und dumpf geworden, dass es eine gewisse Kraftanstrengung braucht, um dem Priester mit seinem schwehlenden Lichtlein in jede Ecke zu folgen. Wir hören jedoch ein schwaches Wasserrauschen und folgen unserem Führer zu einer, mit einer kleiner Schutzmauer umgebenen Bodenvertiefung, in welcher eine hohe, antike Urne steht. Der Singhalesenführer erzählt uns, dass seit 2000 Jahren ununterbrochen aus einer Felsenspalte klares Quellwasser herniedertropft; auch dann, wenn es in der Umgegend jahrelang nicht regnet. Dieses heilige Wasser darf nur zum Begiessen der Tempelbäume benutzt werden. Sieht man dem stillen, mitten im Urwald lebenden Priester ins ruhige, leidenschaftslose Auge, so muss man ihm aufs Wort glauben.

Zwischen diesen vielen Buddha's mit starrem, blödem Gesichtsausdruck, sitzen andere, welche beinahe ergreifend wirken, namentlich durch die Haltung der Hände, der sprechenden Hände, möchte man sagen. Es liegt in diesen übereinander gelegten, die innere Handfläche nach oben gerichteten Händen, ein solch überzeugendes Bild namenloser Ergebenheit, so deutlich ausgesprochener, stiller, wunschloser Ruhe, dass man schon dadurch überzeugt wird, dass dieser Buddha in innerer Erleuch-

tung die Nichtigkeit der Dinge dieser Welt erkannt und in Nirwana eingegangen ist.

In den anderen, kleineren Höhlen ist wenig Interessantes zu sehen; wir haben auch genug und sehnen uns nach frischer Luft, wie der Mönch nach einem klingenden Beitrag in seine, mit einem seidenen Tuche bedeckten, schöne Opferschale. Wir gönnen uns noch einen letzten Blick über die schöne Felsenterrasse, über die Höhleneingänge, an welchen originelle Blumenampeln aus zusammengebundenen Rundziegeln hängen. Die Abendsonne vergoldet die jungen Blätter des Mangobaumes, die entsetzt fliehenden Affen flüchten sich auf die Cocospalmen, hinter welchen der Fels senkrecht abfällt. Um ein umfassendes Erinnerungsbild mit heimzutragen, stellen wir uns auf eine, allerdings mit einem runden, grossen Loch versehene Steinplatte; mit allen Zeichen des Entsetzens will uns der Priester daran verhindern. Ob nun ein profaner Fuss diese Steinplatte nicht betreten durfte oder ob sich vielleicht darunter eine sogenannte Pandu orua befand, eine jener Cisternen, in welchen die priesterlichen Ueberwürfe in Pflanzenfarbe gelb gefärbt werden, konnten wir nicht feststellen. Da wir jedoch später bei anderen Tempeln ähnliche Cisternen trafen, ist Letzteres ziemlich wahrscheinlich. Wir nehmen stummen Abschied von den Mönchen; wie gerne möchten wir ihnen ein freundliches Wort sagen, wenn auch nur — ein ziemlich unwahrscheinliches — „Auf Wiedersehen".

In herrlichster Abendbeleuchtung geniessen wir beim Abstieg einen wunderbaren Blick über braun gefärbte Reisfelder, hinter welchen sich der Urwald wie eine endlose Haide bis zum Horizont hindehnte. Die von der Sonne vergoldeten Bäume mit ihren jungen gelben, zartgrünen und rötlichen Blättern, die blütenschweren, in allen Farben spielenden Zweige, das dunkelgrüne Blätterdach und die warm roten Stämme, dies alles zusammen wirkt wie ein herrlicher, herbstlich gefärbter Wald der europäischen Heimat, und es fällt schwer, sich unter diesen braungoldenen Wipfeln wilde Elephanten, Leoparden, Bären und Elche zu denken. In duftiger Ferne zeigen sich die schöngeformten Berge von Matalé und Opalgalla. Am Himmel vermählen sich blaugrüne Wolken mit purpurgoldenen, gelbe und blaue Streifen umrahmen den Horizont. In einsamer Grösse ragt der Sigiri-Felsen mitten aus dem Urwald hervor, die Felsenfestung des flüchtigen, königlichen Vatermörders Kásyapa, deren Besichtigung wir für den nächsten Tag in Aussicht genommen haben.

Die Felsenfestung Sigiri.

Heute ging die Fahrt nach dem Sigirifelsen, der interessanten, 1500 Jahre alten Festung und Felsenwohnung des singhalesischen Königs Kasyapa, welcher seinen Vater lebendig einmauern liess, um in Anuradhapura selbst den Thron besteigen zu können.

Da Kasyapa jedoch die Rache seines Bruders fürchtete, flüchtete er sich mit seiner ganzen Streitmacht, mit dem Hofstaat und allen Schätzen in die Wildnis des Urwaldes, in dessen Mitte sich ein hoher Kegelfelsen erhob, den er zu einer befestigten Felsenwohnung bearbeiten liess. Gleichzeitig sorgte er für die Anlegung eines künstlichen Sees und versorgte die Umgebung mit Zisternen. Mit der Zeit führten hohe, geschützte Galerien zu dem wunderbaren Palast, den der König auf dem Gipfel aufbauen liess. Nachdem er auch Felsenwohnungen für seine Untertanen, Audienzhallen und Gefängnisse erstellt hatte, lebte er 15 Jahre in grossem Luxus in dieser einsamen Residenz. Nach und nach überfiel ihn jedoch die Reue über seine Untat und als er einmal gegen die Streitmacht seines Bruders einen Ausfall im offenen Lande wagte und sich zurückgeworfen sah, floh er voller Verzweiflung auf seinem Elephanten in den Urwald und nahm sich dort das Leben.

Wir verliessen Dambulla so früh, als es der Tagesanbruch erlaubte und fuhren weiter in den stillen Urwald hinein. Hin und wieder begegneten wir einem Büffelwagen oder zahmen Elephanten, deren Glocken schon von weitem zu hören waren. Da die Pferde auf Ceylon beim plötzlichen Anblick dieser gewaltigen Arbeitstiere noch immer leicht scheuen, so tragen die Elephanten hinter dem einen Ohrlappen eine grosse Schelle, welche die Wagenführer bei Zeiten warnt. Die Singhalesen sitzen auf dem grossen Tiere oder gehen, den Hakenstab schwingend, nebenher.

Wir fahren wieder mitten in Jungle, im tiefsten Urwald, und es herrscht grossartige, ja beängstigende Stille. Der Wald ist durch die roten Wege entzwei geschnitten, deren guter Unterhalt wirklich zum Bewundern ist. Welch enorme Arbeitskraft, welch enorme Anstrengungen verlangte die Anlegung dieses strategischen Strassennetzes über die ganze Insel! Wer es nicht sieht, kann sich kaum vorstellen, welche Hindernisse es zu nehmen, welche Gefahren es zu trotzen gibt. Jeder Einzelne leistet hier eine bewunderungswürdige Tat, die er wohl oft mit dem Leben bezahlen muss. Es sind namentlich die Wegingenieure, die Europäer, die in dieser gefahrvollen Einsamkeit ihre Pflicht erfüllen müssen, zu bedauern.

Schnurgerade, wie ein rotes Band, geht der Weg durch den Wald. Links und rechts ragen Baumriesen

auf, hohe Gesträuche; Busch an Busch, undurchdringliche, blumenbesäte Hecken und wirr durcheinandergeschlungene Lianenstränge! Hier, o Mensch, ist dein Fuss gehemmt; weder Mut, noch Kraft, weder fester Wille, noch Energie; nichts hilft hier durch! Die Natur selbst wahrt die Geheimnisse des Waldes unter ewigem Grün und unter dem blumigen Mantel der Tropenvegetation.

Noch ist die Luft ziemlich angenehm, so dass wir so recht genussfähig alle Herrlichkeiten des Waldes beschauen können. An den rotstämmigen Eucalypten winden sich die tief eingeschnittenen, grossen Blätter der Monstera deliciosa empor; von Baum zu Baum schlingen sich die Lianenstränge, mit den Luftwurzeln alles ineinander verkettend, unlöslich verbindend. Farnen aller Arten, von der kleinsten Moosfarne bis zu den gezackten Hirschzungen wuchern zu Füssen der hohen Bäume, an welcher sich wiederum Orchideen in ganzen Büscheln und Trauben emporwinden, bis sie den Gipfel des Baumes erreichen und denselben mit reichlichen Blüten überrieseln.

Aus dem Dunkel der Bäume leuchtet die herrliche Superba gloriosa, die feuerrote Giftlilie, deren gezackte Kronenblume brennend rot über dem schmalen, mit Schlingfasern versehenen Blatte hängt; in zierlichen Bogen schlingt sie sich kranzartig um die Bäume oder deckt kleinere Gebüsche mit purpurenem Mantel zu.

Hin und wieder dringt ein Sonnenstrahl tief in das Dunkel der Wildnis hinein und beleuchtet eine Mannigfaltigkeit von grünen Farben, von deren Möglichkeit man keine Ahnung hat, und welche variieren vom zartesten Hellgrün, von metallgrün übergehend, bis zum dunkeln, satten Grün der älteren Blätter.

An weit ausladenden Aesten hängen ganze Wände der prächtigen, blauglockigen Thunbergia bis auf den Boden hinunter; sie blüht so reich, dass sie beinahe ihr eigenes Grün bedeckt.

Wie eine enorme Schlange umwickelt die Cobraliane den dicksten Baum; schraubenartig windet sie sich mit eiserner Kraft bis zum Gipfel empor, und ruht nicht, bis sie alles Leben im Baum erstickt. Was tut's? Clematis und Passionsblumen, grosse Trichterwinden und Orchideen haben den toten Baum bald überwuchert und wahren mit ihrem bunten Kleid die Ewigkeit des Urwaldes; der Tod verschwindet unter lebenden Blumen.

Wir sitzen wieder zu dreien im Wagen; aber der arme Dritte arbeitet allein mit aller Kraft seiner Augen, er hat keine Hülfe von seinen Gefährten, die „immer dasselbe" sehen!

Nachdem wir auf einem freien Platze allerlei kleine Blumen gesehen, sind wir bald wieder vom dichten Walde eingeschlossen. Unsere Pferdchen trotten ruhig weiter. Allerlei farbige Kallapflanzen, Calla-

dium und Aroideen mit weissen und gelben dütenförmigen Blüten, lassen uns ahnen, dass unser Ziel bald erreicht ist.

Welche Fülle von herrlichen Bäumen, welcher Vorrat an Nutzholz für unendliche Zeiten wären da, als reicher Schatz zu heben; doch, wer holt sie so weit her?

Oft werden wir von einer Fülle des feinsten Duftes eingehüllt, wenn grosse, weisse und blaue Datura mit ihren doppelten Glockenkelchen der Sonne entgegenblühen.

Neben einer schönen Cassia mit goldgelben Blütenkolben, steht ein dunkelgrüner Strauch mit weitgeöffneten Blumen wie enorme Heckenrosen. Ueberall hängen hunderte von Luftwurzeln herunter, welche auf dem Wege zum Boden, oft schon zu dicken Stämmen werden und die, von Schlingpflanzen umwunden, grüne Grotten bilden.

Wenn man das schöne, grüne Wirrwarr betrachtet, so kann man sich kaum denken, dass hinter diesen undurchdringlichen Wänden, Elche, Bären, Leoparden und Elephanten hausen. Wohl ist es der Elephant allein, der sich einen Pfad niedertreten kann; was Axt und Feuer kaum vermögen, das leistet das gewichtige Tier, das dem kühnen Jäger das Jagdgebiet eröffnet. Haben nicht wilde Elephanten schon den Weg gebahnt, so muss der berittene, zahme Elephant als Waldpionier alle Hindernisse niedertreten.

Von wilden Tieren sahen wir im Urwald nur drei Schakale, welche sich mitten auf dem Wege, um die Ueberreste einer Ziege stritten und davon sprangen, als unser Wagen sich ihnen näherte. Auch träge über den Weg laufenden Gürteltieren, mit schweren Schuppenpanzern und verschiedenen Chamäleonen begegneten wir. Die niedlichen Jungle-Hühner trippelten in Scharen vorüber; grüne Papageien, Nashornvögel und Reisvögel flatterten in den Bäumen.

Wie mögen Wanderer aufatmen, wenn sie von weitem einige Palmen erblicken, welche ihnen die Nähe von einer Niederlassung verkünden, wenn sie wieder menschliche Stimmen vernehmen! Einzelne Menschen trifft man selten; dagegen begegnet man dann und wann einem Büffelwagen, in welchem eine ganze Familie mit Hausrat untergebracht ist. In ihrer Bedürfnislosigkeit sind die Eingeborenen zufrieden, wenn sie ihren Reis kochen können, was mitten im Urwald nicht immer leicht ist. So sahen wir einen Tamilen mit grösster Sorgfalt einen brennenden Ast zurücktragen, den er an einem, am Wegrand liegenden, brennenden Baumstamm entzündet hatte. Wir trafen mehrere solcher Stämme, in welchen inwendig die Glut weiterglimmte, während die äussere Rinde noch ganz zusammenhielt. Der bläulich aufsteigende Rauch bildet eine wertvolle Entdeckung für den Feuer suchenden Wanderer.

In unserem Wagen war es nachgerade stille geworden; die Sonne sandte unbarmherzig heisse Strahlen auf uns nieder; glühend heiss zitterte die Luft über den Bäumen. Die Sonne brannte uns senkrecht derart auf Knie und Füsse, dass man vollständig das Gefühl hatte, als bekomme man Brandwunden.

Endlich gelangten wir zu einer Lichtung und sahen bald das Rasthaus Sigiri und den hochaufragenden Felsen.

Obschon wir uns nur kurze Ruhezeit gönnen konnten, waren wir doch froh, uns unter den schattigen Bäumen ein wenig erholen zu können.

Nach kurzer Zeit wanderten wir mit einem Singhalesenführer dem Sigirifelsen zu; kaum hatte man einen kleinen Hain durchschritten, sah man plötzlich die senkrecht abfallenden Felswände vor sich, welche eine atembeklemmende Hitze ausströmten. Eine erste Treppe führte bis zu einer schönen Baumgruppe, in deren Schatten die Zelte eines Wegingenieurs aufgeschlagen waren. Derselbe hatte die Aufsicht über eine Anzahl Eingeborener, welche wie rote, blaue und weisse Punkte an dem Felsen herumkletterten, um die Zugänge zu verbessern.

Wir stehen da oben wie auf einer kleinen Terrasse und freuen uns über den schönen Blick, den der Urwald uns bietet; dann beginnen wir den Aufstieg über die Granitblöcke, welche den Hauptfelsen

umgeben und die alle, wie ein Zeichnungsmuster, kreuz und quer eingehauene Fusstapfen zeigen. Auf einem der Blöcke stehen noch die Grundmauern und eine Terrasse des einstigen Audienzsaales; auf einem anderen sind mehrere grosse Bäder aus dem Felsgestein gehauen. Eine grosse Menge Luftlücken verraten auf einem dritten Felsen die unterirdischen Gefängniszellen. Einzelne der enormen Granitblöcke sind so voller Luftlucken, dass sie aussehen wie ein grosses Sieb.

Halbzerfallene Steinwälle zeugen noch von der starken Befestigung der Felsenwohnung. Die Verbindung zwischen den Wällen und dem Aufstieg zur Felsengalerie ist zusammengestürzt und wird eben jetzt durch Steintreppen ersetzt. Die armen Singhalesen arbeiten da, wie zwischen zwei glühenden Oefen stehend; auf der einen Seite sind sie den sengenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, auf der anderen der ausstrahlenden Hitze des Felsens!

Nun stehen wir vor einer Leiter, über welche man auf die Galerie kommen soll; zwei Drittel der Gesellschaft erklimmt das „Hindernis“ mit Leichtigkeit, während der letzte Drittel etwas zagend folgt und mit einem Seufzer der Erleichterung den Fuss auf den sicheren Felsboden setzt. Glatte, drei Meter hohe Schutzmauern umgeben die langsam ansteigende Felsengalerie, welche auf die erste Plattform führt.

1500 Jahre haben diese Mauern, welche wie polierter, rötlicher Marmor aussehen, der Tropenhitze und den Passatwindstürmen getrotzt, da sie direkt aus dem Felsen selbst ausgehauen sind, aus dem prächtigen Granitstein, aus welchem der ganze Sigiri besteht.

Es berührt sehr angenehm, dass diese kunstvolle Felsengalerie und deren feine Wände so sauber blieben; nirgends sind Namenszüge oder Zeichnungen zu bemerken. Noch steht der Urwald schützend um dieses Zeichen einer hochentwickelten Baukunst, das mitten auf der Insel verborgen liegt. Wie wird es aber werden wenn der Aufstieg erleichtert und die Eisenbahn hergeleitet wird?

Eine weitere, steil ansteigende Granittreppe führt uns auf eine schöne, breite Plattform, auf welcher sich wunderbare Gartenanlagen und Wasserspiele ausgebreitet haben sollen. Wir sehen noch die Ueberreste einer breiten Freitreppe, über welche König Kasyapa mit seinem Gefolge einst hinschritt, um zu dem auf dem Gipfel stehenden Palast zu gelangen.

Gleich Riesensphinxen lagen einst mächtige Steinlöwen links und rechts des Aufganges; sie sind jedoch zerfallen und wir sehen nur noch die mächtigen Pratzen.

Welch wunderschönes Bild muss es gewesen sein, wenn der König mit seinem glänzenden Hofstaate hier lustwandelte; wenn die Frauen, die schlanken

Glieder in weiche indische Stoffe gehüllt, beladen mit reichem, perlen- und rubinenbesetztem Goldschmuck den Wasserspielen zuschauten. Manches dunkle Augenpaar blickte vielleicht mit Freude auf den goldbraunen Urwald, auf den von der untergehenden Sonne warmrot beschienenen See, in welchem sich grosse Bäume und der Sigirifelsen widerspiegelten, bis die Nacht herniedersank.

Mittlerweile hatte die sengende Hitze so zugenommen, dass wir auf den letzten Aufstieg über die glatten, ausgeschliffenen Felsenstufen verzichten mussten, obschon wir gerne die Ruinen des Palastes mit seinen grossartig angelegten Räumen, Sälen, Treppen und Gemächern angeschaut hätten.

Gleich farbigen Punkten sahen wir die Tamilen ein Eisengeländer am glühenden Felsen befestigen. Wie viel Opfer an Zeit und Menschen mag es wohl gekostet haben, bis die ganze Festung mit den damaligen, geringen Hülfsmitteln aus dem Felsen ausgehauen war?

Beim Abstieg machte uns der Führer noch auf mehrere Höhlen aufmerksam; namentlich auf ein Felsengemach, welches nur auf einer frei in der Luft baumelnden Bambusleiter zu erreichen war. Wie war die Leiter beschaffen, wie lange hing sie der glühenden Sonne ausgesetzt? Unsere Turnkünste versagten hier; wir begnügten uns, die Hälse rückwärts fast

auszurenken, um etwas Weniges von den bunten Fresken zu erblicken, deren Kopien wir schon im Colombo Museum gesehen hatten.

Der Engländer Alex Murray soll 1889 eine Woche lang, auf dem Rücken liegend, von Sonnen-auf- bis Niedergang an den Kopien gearbeitet haben. Es war uns im Museum schon aufgefallen, wie feingliedrig diese Königinnen gemalt sind, die hohe Golddiademe tragen, 6—7 rubinfunkelnde Halsketten mit perlenbesetzten Anhängern, wie man solche noch jetzt in alten Singhalesenfamilien zu sehen bekommt. Auch an diesen Fresken fallen die guten Verkürzungen der Glieder in die Augen; es ist, als ob die Maler die besten anatomischen Studien gemacht hätten.

Wie wandernde „Dauerbrenner" traten wir den Rückweg an; die Stufen flimmerten vor den Augen, das versengte Gras raschelte; Hals und Mund waren ausgetrocknet, so dass wir schweigsam dem Rasthause Sigiri zugingen.

Wenn man die Rasthäuser im Urwald besucht, muss man wirklich der englischen Konservenbüchse ein Kränzlein winden. Wo man im Inneren des Landes diese Häuser betritt, findet man, wenn auch nicht viel Abwechslung, doch immer gute, für die Tropen extra zubereitete Konserven. Daneben gibt es frische Hähnchen und das scharfe Reisgericht, das uns nun schon recht gut mundet, herrliche Ananas, Bananen etc.

Als Getränk kann hier ausser dem Tee nur Whisky und Soda in Betracht kommen, welcher, mässig genossen, sehr durststillend, wenn auch nicht gerade angenehm von Geschmack ist. Selbstverständlich sind alle Getränke stets warm, so dass man sich oft nach einem Trunk frischen Quellwassers sehnt.

Nach einem erquickenden Bade und einem guten „Tiffin", blieb uns zum ausruhen nur wenig Zeit; wir hatten vor der Dämmerung noch ein grosses Stück Urwald zu durchfahren, ehe wir das Rasthaus in Habanara erreichen konnten.

Durch den Urwald nach Habanara und Tirapané.

Heiss zittert die Luft über unserm Wege; jedes Interesse wird durch die sengenden Sonnenstrahlen verbrannt und wir sind froh, dass wir ein Stück rückwärts zu fahren haben, bis wir die Landstrasse, welche nach der Hafenstadt Trincomalie führt, erreichen. Wir verlieren also nichts, wenn die geistigen Fähigkeiten versagen und wir hin und wieder die Augen schliessen. Von Zeit zu Zeit wechseln wir die Plätze, um nicht nur auf einer Seite geschmort zu werden.

Auch unsere Traber werden träge und der nickende Kutscher lässt sie laufen, wie sie wollen.

Gegen Abend fahren wir wohlgerüttelt und wohlgebraten in den Rasthausgarten von Habanara ein. Je weiter wir uns von Colombo entfernen, je kleiner werden die Dörfer, einfacher die Hütten und scheuer die Menschen!

Vor den Lehmhütten spielen Kinder mit einem hässlichen Hunde, teilnahmslos hocken alte, bethelkauende Leute am Boden; junge Frauen nähren ihre Kinder oder stehen am rauchenden Herd.

Hier sehen wir im Dorf auch einige Fieberkranke; arme, vom Malariafieber geschüttelte Menschen, liegen in Decken eingehüllt am Boden oder stützen den fiebernden, eingebundenen Kopf auf die Hände. Wie erbarmungswürdig trostlos sehen die geplagten Leute aus; wie gerne möchte man ihnen helfen! Der beste Beweis, dass es hier viel Fieber gibt, ist das verhältnismässig grosse Spital, das in der Nähe von einem schwarzen Arzt geleitet wird.

Das Rasthaus von Habanara ist sehr einfach und auch etwas weniger gut gehalten; es kommen wohl recht selten Gäste hieher, da man Anuradhapura von der anderen Seite mit der Eisenbahn erreichen kann. Wald- und Wegingenieure kehren wohl tagsüber hier ein; diese haben aber gewöhnlich ihren eigenen Büchsenvorrat und lassen sich die Speisen vom eigenen Diener zubereiten. Die Rasthäuser werden übrigens von Zeit zu Zeit inspiziert und der „Resthouskeeper" muss ein Beschwerdebuch auflegen, damit man Gutes und Böses festsetzen kann. Doch, der arme Kerl ist ohne Schuld, wenn unter dem wirklich sauberen Linnen, die Betten von der heissen, feuchten Luft muffig werden; man muss sie eben nicht anschauen und froh sein, dass man überhaupt ein Lager findet. Der Baderaum ist hier klein und finster, die Wanne gestattet nur noch ein Stehbad! Dafür hat das Haus eine bequeme Veranda und einen grossen, schönen Garten.

Nachdem wir uns schnell etwas erfrischt hatten, langte die Zeit vor der Dämmerung gerade noch zu einem Spaziergang, der uns bis zu einem kleinen See führte. Leider erfuhren wir erst später, dass in demselben noch Krokodile leben sollten.

Die untergehende Sonne vergoldete die hohen Baumwipfel, von welchen herrliche Blütendolden herunterhingen; auch schlangen sich prächtig blühende Schmarotzerpflanzen um die Baumriesen und allerlei bunte Vögel belebten deren grünes Laub. Wir beobachteten lange ein ganzes Rudel Affen, welche sich mit Früchten bewarfen, mit verblüffender Behendigkeit vom höchsten Baum auf die Strasse hinunter und wieder hinauf kletterten, bis wir in die Nähe kamen. Ergötzlich war es nun, wie sie sich, gegenseitig an den Schwänzen festhaltend, wie eine lebende Kette von Baum zu Baum schwangen und im Dickicht verschwanden.

In der Nähe des Rasthauses war ein grosser, holzbedeckter Ziehbrunnen, bei welchem die Frauen Wasser holten. An langer Kette füllten sie erst den Kessel und gossen dann das Wasser in ihre schönen Messingkrüge, welche sie auf den Hüften aufgestützt trugen. Ein kleiner Junge, ein hübscher gelenkiger Kerl, trug über der nackten Achsel, an einem schwankenden Bambusrohr, zwei ziemlich schwere Kessel; wie der Wind sprang er von der Hütte zu der Zisterne und

wieder zurück, obschon ihm die schwachen Knie fast einknickten.

Unser Wagen stand unter einem Schuppendach, dicht daneben lag stöhnend ein armes Menschenkind in seiner letzten Todesnot. Einsam lag der arme Mann auf einer Matte; man hatte ihn vielleicht hinausgetragen, damit Niemand des armen Hindu entfliehende Seele begegnen solle und dieselbe auch nicht in der Hütte bleibe!

Der andere Morgen brachte uns einen kritischen Augenblick! Unser Freund, der uns bis dahin begleitete, musste nach Opalgalla zurück und wir sollten nun allein, ohne Dolmetscher weiterfahren! Es war doch ein etwas bängliches Gefühl, mit welchem wir ihn scheiden sahen! Er bestieg den von Tricomalie kommenden Postwagen, ein offenes Gefährt mit zwei guten Pferden und wir kletterten wieder zu unserem alten Kutschermännchen, welches gerade so viel englisch zu sprechen vermochte, wie wir singhalesisch. Glücklicherweise haben die Eingeborenen einen grossen Respekt vor der weissen Rasse und grosse Furcht vor dem englischen Gouverneur, welcher irgend eine Ungebührlichkeit strenge bestrafen würde. So fuhren wir denn zu zweien den schnurgeraden, roten Weg des Urwaldes weiter.

Entgegen dem Wunsche unseres Kutschers hatten wir uns entschlossen, trotz der vor uns liegenden,

grossen Meilenzahl direkt nach Anuradhapura zu fahren, um nicht noch ein Mal im Rasthaus übernachten zu müssen. Etwas missmutig willigte der Singhalese ein; sein ja — ama — mit der dazugehörenden Kopfneigung nach rechts — welche stets den Eindruck einer direkten Verneinung macht — klang wenig ermunternd.

Bis mittag gab es wenig Abwechslung; wir fuhren meist an niederem Jungle vorbei; die Hitze wurde beinahe unerträglich, wir begegneten weder Menschen noch Tiere. Die beiden Singhalesen hielten von Zeit zu Zeit eine stumme Zeichensprache, welche aber ganz harmloser Art war; denn jedesmal nachher nahm der Kutscher etwas aus seiner Westentasche, reichte es seinem jungen Gefährten, indem er gleichzeitig selbst etwas in den Mund schob. Es waren ganze Arekanüsse, aber, zu seiner Ehre sei gesagt, er betrug sich nicht unappetitlich und spuckte nur in ganz günstigen Augenblicken aus. Einmal wollte er höflich sein; eine Arekanuss aus seiner Westentasche holend, nickte er freundlich und rieb sich gleichzeitig Magen und Hals, als wollte er andeuten, dass das Bethelkauen sehr angenehm sei. Die Nuss hätte man allenfals probieren können — aber aus dieser Westentasche! — Wir hatten die Sonne wieder senkrecht über uns und litten sehr an Durst, so dass wir froh waren, die Mittagsrast in einem kleinen Dorfe mit einem grossen Namen abhalten zu können. Maradankadavella lag in der Mitte

zwischen Habanara und Tirapané; unseren Tiffin hatten wir mitgenommen, da in dem Dorfe mit dem langen Namen kein Rasthaus war. Wir genossen unser Urwaldessen in einem luftigen Urwaldschulhaus, dessen schwarze Holzsäulen auf frisch beworfenen Mauern ruhten und deshalb recht einladend aussah. Während die Kutscher irgendwo ihren Reis bei den Eingeborenen assen, durften unsere Pferdchen in Freiheit ein wenig an dem spärlichen Managras herumschnuppern.

Wir fühlten uns ganz behaglich in unserer Veranda, wo wir, auf dem Gesimse sitzend, unsere Limonade tranken. Bananen und Brot lagen bereit, doch hatten wir vergessen ein Instrument zum Oeffnen der Büchsen mitzunehmen. Nachdem wir uns die Hände zerschunden und die Taschenmesser abgebrochen hatten, suchten wir einen Menschen, der uns hätte helfen können. Wir fanden glücklich einen Eingeborenen, mit dem wir uns verständigten. Erst brachte er uns ein Beil, mit welchem wir nichts anstellen konnten; schliesslich holte er ein halbrundes Kurumbamesser, wie sie zum Oeffnen der Kokosnüsse gebraucht werden, so dass wir schliesslich aus den halbgeöffneten Büchsen etwas herausstochern konnten. Unsere Urwaldexpedition war nicht genügend vorbereitet. Dank der fürchterlichen Hitze, vergassen wir das Knurren des ungesättigten Magens, nachdem wir uns in das kleine Stücklein Brot geteilt hatten. Immerhin hatte diese Urwaldsituation

auch ihren Reiz und wir begannen, trotz der Hitze, uns ein wenig im Dorfe umzusehen.

Wir verliessen die schattige Veranda der Schule. Der Schulraum selbst bestand eigentlich nur aus vier Wänden. Lehrer und Schüler hocken am Boden beim Unterricht. Hier haben die Kinder noch Ola-Bücher und statt der Schiefertafeln sind wohl noch die getrockneten Palmblätter im Gebrauch. Der Ausdruck Hocken ist hier buchstäblich zu verstehen, denn die Eingeborenen sitzen eigentlich nicht, im Sinne des Wortes; sie kauern am Boden, ohne denselben mit den Sitzknochen zu berühren, so dass es oft kaum zu begreifen ist, dass sie stundenlang in dieser Zickzackstellung der Kniee bleiben können.

Das kleine Dorf lag ziemlich frei, war aber doch von beiden Seiten vom Wald begrenzt. Die Hütten lagen von Kokospalmen, Arekapalmen und Bananen umgeben, an welchen grosse Büschel Nüsse und Früchte herunterhingen. Das ohrenzerreissende Aechzen gespannten Holzes verriet uns die Nähe einer Oelmühle, der uralten Chekko-Mühle der Eingeborenen, welche selbst in den grossen Städten noch nicht ganz vom maschinellen Betrieb verdrängt werden konnte. Es ist eine bekannte Tatsache, dass die Singhalesen sehr einfache, aber praktische und originelle Einrichtungen für die verschiedenen Fabrikationen haben, welche wohl schon seit Jahrhunderten typisch für Land und Leute sind. Den

quitschenden Tönen nachgehend, standen wir bald vor der Mühle.

Unter einem mit Palmblättern bedeckten Holzgestell steht ein hohes Gefäss (ähnlich einer Tonne), mit einem Ausflussrohr. Koprah, die getrockneten Kokosnusschalen, liegen in der Tonne und werden von der unter dem Dach befestigten Keule zerstampft. Die Stange, an welcher die Keule hängt, ist vermittelst einer Kette an einem Baumstumpf befestigt, der wiederum in einem langen Brett eingekeilt ist, an dessen steinbeschwertem Ende der Singhalese sitzt und seine Büffel antreibt. Die elend mageren Tiere gehen im Kreise herum, indessen die schwere Eisenkeule die Kokosnüsse zerreibt. Es wird sehr oft angenommen, dass das Geräusch, das eine geschüttelte, unreife Kokosnuss hervorbringt, sogenannte Kokosmilch sei. Es verhält sich jedoch anders; die Kokosmilch ist der ausgepresste Saft des frischen Kernes, während die Kurumba, die unreife Frucht, nur opalisierendes Wasser enthält. Die Eingeborenen verstehen es, die harte, äussere Schale mit grossem Geschick zu öffnen. Sie benützen hiezu ein im Boden befestigtes, scharfes Stemmeisen, über welchem sie mit heftigem Ruck, die Kokosnuss in schiefer Richtung zerspalten. Ein guter Arbeiter soll in 12 Stunden auf diese Weise zirka 1000 Stück öffnen können.

So viel Aufsehen, wie wir vor der Oelmühle in Maradankadavella erregten, werden wir wohl nie mehr

im Leben aufzubringen vermögen. Was für Gedanken wurden wohl hinter diesen braunen Stirnen gesponnen?

Unsere Traber waren wieder vorgespannt, wir mussten trotz der entsetzlichen Mittagshitze weiter fahren. Wir kamen an weit ausgedehnten Reisfeldern vorüber, auf welchen eben die jungen Grasspitzen einen feinen, grünen Schleier zu weben begannen, der durch bunte Tücher der arbeitenden Eingeborenen unterbrochen war. Ganze Schwärme von bunten Vögeln flatterten in niederem Gebüsch. Leider kamen sie zu wenig nahe, um sie bestimmen zu können; doch konnten wir Prachtfinken und die bunt schillernden Eisvögel mit den kantigen Schnäbeln erkennen.

Auf dem sumpfigen, braunen Erdboden sassen zu hunderten eine Art brauner Reiher, welche die Farbe des Bodens trugen, so dass es aussah, als ob sich der Boden selbst bewege. Beim Geräusch des näherkommenden Wagens, hob sich die ganze braune Gesellschaft in die Höhe und sah nun plötzlich mit den ausgespannten, weissen Flügeln, wie eine zum Himmel schwebende Wolke aus.

Ein idyllisches Bild boten im Sumpfe liegende Büffelochsen; um sich Kühlung zu verschaffen, hatten sich dieselben bis zum Halse in's Wasser hineingearbeitet und liessen sich nun behaglich grunzend und ohne sich zu rühren, von grossen Raben das Ungeziefer vom Kopfe wegpicken.

In den Reisfeldern sahen wir eigenartige Bambusgestelle, deren Zweck uns ein Ingenieur erst später erklärte. Auf hohen Bambusfüssen steht ein kleiner Kasten aus geflochtenen Palmblättern, welcher noch von einem, mit Reisstroh bedeckten Dache geschützt ist. Der Kasten enthält einen Krug mit Wasser und Reis für hungernde Reisarbeiter oder Wanderer.

Nachdem wir wieder einige Zeit durch hohen Wald gefahren, sahen wir mitten im Wege zwei Büffelwagen stehen; die Tiere standen wie aus Erz gegossen da und liessen sich von zierlichen weissen Reihern Samariterdienste leisten. Nur galt diesmal die Jagd den quälenden, kleinen Augenfliegen, welche die Reiher sorgfältig von den Augen der armen Tiere entfernten. Als unser Wagen vorüberfuhr, hüpften die weissglänzenden Vögel auf die Seite, warteten, den Hals weit eingezogen, auf einem Beine stehend, bis wir vorbei waren und gingen dann wieder an die für beide Teile so angenehme Arbeit. Es war dies ein hübsches Bild, mit den Baumriesen im Hintergrund, an welchen da und dort kopfgrosse Gespinnste des „climbing frog“ aussahen, als wären die Neste aus weisser Seide gesponnen.

Die Luft wurde immer drückender. Endlich erblickten wir wieder seidenglänzende Bananen und Kokospalmen, also muste Tirapané nicht weit sein. Wir fuhren denn auch bald vor das Rasthaus, dessen

Säulengebäude mitten in prächtig blühenden Gebüschen lag und dessen Küchenhütte buchstäblich von der kirschrot blühenden Bongainvillaea überwachsen war, so dass man nur Tür und Fenster davon sehen konnte. An den Bungalow's zieht man diese schöne Kletterpflanze selten, da es heisst, man habe keine bleibende Stätte, wo sie blühe.

Dicht am Hause stand ein mächtiger Baum, der prächtige, rote Blumen, gross wie Wasserrosen trug; wir bildeten uns gerne ein, es wäre eine Jonesia Asoka, „der Baum der Blüten treibt, wenn der Fuss eines jungen Mädchens über seine Wurzeln schreitet". Auf der Rückseite des Hauses zog sich ein ziemlich grosser Teich hin, an dessen Ufern wir hohe Mangroven, verschiedene Kalla-Arten und Kalmuspflanzen bemerkten. Im Hintergrund stand eine Art Vorratsschuppen, der wie eine Urne aus Strohgeflecht, einige Meter hoch mit Kalk beworfen war und ein rundes Palmendach trug. Diese „Bissa" werden zur Aufbewahrung des Reises benutzt.

Im Speisezimmer trafen wir einen Eisenbahn-Ingenieur, der von Anuradhapura kommend, mit seinen zwei Büffelwagen und dem ganzen Haushalt durch den Wald zog, um die nötigen „Iron wood"-Bäume für Eisenbahnschwellen zu zeichnen.

In einem Wagen ist sein Tropenbett, der Liegestuhl und ein Tisch untergebracht, während der zweite Wagen

den Diener, samt Küchenutensilien, Vorräten und Gepäck beherbergt.

Da der Ingenieur vielleicht oft monatelang den Verkehr von Europäern missen muss, wurde er bald gesprächig und erzählte uns von seinem Leben im Urwald. Er hatte erst kürzlich in Anuradhapura das Fieber gehabt und war noch etwas schwach. Er legte sich denn auch sofort in einen Tropenstuhl, als den einzigen angenehmen Aufenthalt bei der unmenschlichen Hitze.

Bald verliessen wir Tirapané, um endlich unserm Reiseziel im Innern des Landes entgegen zu fahren. Die Fahrt wurde so entsetzlich heiss, dass wir wie matte Fliegen im Wagen sassen und kaum mehr im Stande waren, uns Rechenschaft zu geben, dass unsere schöne Urwaldreise zu Ende ging.

Dennoch nahmen wir nur schöne Eindrücke mit uns. Der Urwald ist ewiges Leben. Bäume ersterben nur unter der machtvollen Umschlingung der Pflanzen, welche das Absterben bis zum Gipfel mit Blumen umhüllen. Das Hässliche und traurige des Todes, wird durch das neue Leben verdeckt — ein Bild schöner Unsterblichkeit.

Anuradhapura, die vergrabene Stadt.

Nach langer, heisser Fahrt nähern wir uns Anuradhapura, der in Erde und Sand vergrabenen, singhalesischen Königsstadt. Nach und nach fahren wir wieder bei angepflanztem Land vorbei und treffen wieder Menschen, welche entweder langsam in der brennenden Sonne dahinschleichen oder todesmatt am Wegrand liegend, sich ausruhen, ehe sie die nahen Hütten erreichen können. Unser Singhalesenkutscher, der sich uns nur durch Zeichen verständlich machen kann, gibt uns zu verstehen, dass wir mit unsern wohlgerüttelten Gliedern, vom Wagen herunter und einen kleinen Hügel hinauf steigen sollen. Das gescheidte dürre Männchen hat Recht, es erwartet uns da oben ein schöner und eigentümlicher Anblick. Wir stehen am Ufer eines der grössten Wassertanks, nach seinem Ersteller Tissa, Tissawapi genannt. Es ist bewunderungswürdig, mit welchem Verständnis und mit welcher Energie die alten Singhalesenkönige auf Ceylon ihre jeweiligen Residenzen mit Wasser zu versorgen wussten. Wohlwissend, wie ihr eigenes und das Wohl des Volkes von einer guten Wasserversorgung abhängig war, liessen sie aus den Bergen, oft hunderte von Meilen weit das Wasser herleiten.

Weit ausgebreitet liegt der von dichten Gebüschen und Bäumen umsäumte „Tank“ vor uns. Mächtige, glockenförmige Dâgobas, Reliquienschreine, erheben sich gleich Pyramiden im Hintergrund; über Allem glänzt die rötliche Abendsonne, welche sich samt den dunklen Gewitterwolken im Wasser spiegelt. Der erste Blick auf Anuradhapura wird uns wohl unvergesslich bleiben.

Ziemlich erschöpft fahren wir in den Garten des „Rasthauses“ hinein, das sich hier zu einem zweistöckigen, mit Veranden und Balkonen verzierten Hotelbau umgewandelt hat. Das lange Gebäude liegt in einem charakteristischen Tropengarten. Humboldt sagt irgendwo im „Kosmos“: „Ein Wald von Caesalpinien ist ein Denkmal von mehr als einem Jahrtausend“, und solche Bäume finden wir hier! Hoch und mächtig ragen sie auf und vor ihnen stehen blühende Lilienbäume (Jucca) und Kaktuspalmen. Flammenakazien mit brennend roten Blumentrauben, deren Hüllblätter schöner und grösser sind, als die Blüte selbst, neigen sich über gelbblühende Hibiskusgebüsche und über einen Strauch, auf dessen lederartigem, dunkeln Laub, Riesenblüten wie feuerrote Monde liegen. Auf hellgrün leuchtende, zerfetzte Bananenblätter legen sich feinfiderige Tamarindenäste und an den Kokospalmen und Arekapalmen hängen unzählige gelbe, grosse und kleine Früchte. Doch das Schönste sehen wir an einer Art Akazie, die wie Federn, 40 cm. lange, veilchenblaue

Blumentrauben trägt. Die Blume hat vielleicht 30 bis 40 nach unten hängende, elipsenförmige Blätter und ist von unbeschreiblicher Schönheit. Es ist nicht anders möglich, als dass in dieser heissen, feuchten Luft, in dieser Treibhausatmosphäre die schönsten Blumen gedeihen müssen. Für solche an Pracht alles überstrahlende Blumen, deren Form, Farbe und Grösse wohl das Schönste von Ceylon's Flora ist, muss man es bedauern, dass sie, einmal abgebrochen, sofort welken. Bei den meisten Blumen sind die Blätter und Kelche auch zu gross und fleischig, als dass sie gepresst werden könnten. Einige Versuche misslangen kläglich, indem die Kelche einfach platzten.

Der Garten hat auch einen kleinen Teich mit trübem Wasser, einigen armen Fischlein, quackenden Fröschen und Blutegeln. Ein bedauernswerter Büffelochse mit einer handgrossen, fortwährend blutenden Wunde, versucht seinen Durst in dem eklen Wasserteich zu löschen.

Die Hitze wird immer atembeklemmender und selbst das starke Gewitter bringt keine Abkühlung; wir sitzen wie in einem Dampfbade und die Aussichten für die Nacht sind die denkbar schlechtesten. Trotz drei offenen Türen und vier offenen Fenstern dringt kein Windhauch in das Zimmer; höchstens, wenn die fröhlich im Zimmer herumfliegenden Fledermäuse mit ihrem Flügelschlag das Moskitonetz des Bettes berühren.

Diese unheimlichen Nachtvögel, die quackenden Frösche, die Ratten und ihr Feind, die Rattenschlange im Dachfach, diese Menagerie, vereint mit der erdrückenden Hitze genügt, um jeden ruhigen Schlaf zu verscheuchen. Im Hause, das genau vier Gäste beherbergte, war es ruhig; nur der wachende Boy huschte von Zeit zu Zeit geräuschlos vorbei, um sich nach der Runde sofort wieder auf seine Palmenmatte an den Boden zu legen.

Am anderen Morgen erwachen wir also wirklich in Anuradhapura; im nordwestlichen Ceylon, zwischen dem 8. und 9. Breitegrad, in der alten Stadt, welche, nachdem sie 2000 Jahre unter Schutt, Erde und Sand gelegen, langsam wieder ans Tageslicht kommt. Anuradhapura, eine der ersten Städte, die aus Indien kommende Malabaren gründeten und welche Hauptresidenz einer langen Reihe von singhalesischen und Tamilkönigen war. Die verlassene und zerfallene Stadt war einst grösser als das jetzige London und besteht heute nur noch aus einem grösseren, von zahllosen Ruinen umgebenen Dorfe. Malabaren (Tamilen) und Singhalesen stritten sich abwechselnd um den Königsthron; sie wechselten ihre Residenzen und so wurde Anuradhapura die zerfallene „burried city", die vergrabene Stadt. Ihre Trümmer liegen unter 3 bis 4 m. hoch aufgehäuftem Sand und unter Erde, auf welcher sich die hergeflogenen Samenkörner nach 2000 Jahren zum gewaltigen Urwald entwickelt hatten. Die hohe Erdschicht

schützte diese wunderbaren Baudenkmäler eines kunstsinnigen Volkes. Paläste, Klöster und Tempel aus hartem Granitstein und riesige, aus Backsteinen aufgeführte Dâgobas, blieben von den Einflüssen der Tropensonne und von den Passatstürmen verschont, so dass die feinsten Steinornamente bis ins kleinste Detail prächtig erhalten blieben. Der englische Gouverneur Gregory hat im Jahre 1872 zuerst das wilde Dickicht lichten lassen und ihm ist es zu verdanken, dass die wichtigsten Palast- und Tempelruinen ans Tageslicht gelangten. Wo das Auge hinschaut, trifft es auf hunderte von kantigen Monolithsäulen, auf Ruinen von Tempeln, Palästen, Dâgobas, Bädern, Altären und Statuen aus schönem Granit. Unendlich viel ist schon freigelegt worden und ebensoviel wird noch mit grossen Kosten und unendlicher Mühe aus dem Urwald herauszuheben sein. Kostbarkeiten können kaum mehr gefunden werden, da die einfallenden Feinde wohl alles zerstört haben, was sie nicht rauben konnten. Es wird angenommen, dass die Malabaren diese prachtvolle, künstlerische Bauart von Indien nach Ceylon gebracht haben, da ihre Nachkommen, die jetzigen Tamilen, noch auf diese Art bauen, während die Singhalesen eine andere Bauweise haben sollen.

Wir haben einen singhalesischen Führer gemietet, der gerade so viel englisch spricht, um wie eine aufgezogene Uhr das Gelernte herunterzuplappern und wir

haben das Gefühl, seinem Plane unbedingt nachgehen zu müssen, um die richtigen Erklärungen an richtiger Stelle zu bekommen. Wir beginnen unsere Wanderung bei der Loha Pasada, Brazen Palace genannt, da der Palast einst mit metallenen, ziegelförmigen Platten gedeckt war.

Da sich der Buddhismus sehr rasch über ganz Ceylon verbreitete und die Zahl der Bekehrten, die den Entsagungseid leisten wollten, so enorm zunahm, sah sich König Dutthagamini genötigt, in Anuradhapura ein Kloster für Priester und Mönche bauen zu lassen. Offenbar war der König von den Priestern beeinflusst worden, denn dieselben zeigten ihm einen vollständig ausgearbeiteten, „mit Rotstift" gezeichneten Plan eines Palastes, den ein Mönch in seiner „Erleuchtung" gesehen haben sollte. Durch die grosse Liebenswürdigkeit des Sanskritforschers, Herrn Prof. Müller-Hess in Bern, der uns die seltene Ceylonchronik „Mahawansa" zur Verfügung stellte, sind wir imstande, die weitzurückgreifenden Daten und Ereignisse aus direkter Quelle zu schöpfen.

Leider zeugen nur noch zirka 1600 kantige Monolithsäulen von dem obenerwähnten Klosterpalast. Wie ein versteinerter Wald stehen die Säulen und Pfeiler auf der grossen Fläche, unter welcher die Granitfundamente noch tief vergraben im Boden liegen. Was die Chronik von der einstigen Pracht der Loha Pasada erzählt, hört sich an wie ein Märchen aus 1001 Nacht.

König Dutthagamini begann 158 v. Chr. den Bau des priesterlichen Palastes, der aus neun Stockwerken mit je 100 Räumen bestehen sollte. Nun heisst es weiter: „Alle Räume zeigten reichen Silberschmuck und in den Ecken hingen edelsteinbesetzte Blumenornamente an gleissenden Silberzweigen. Wie helle Augen glänzten die Fenster in 1000 Schlafsälen. — Dutthagamini „caused" der König befahl, es sollte in der Mitte des Palastes eine vergoldete Halle gebaut werden. Die Halle wurde von Säulen gestützt, von welchen jede einzelne einen Elephanten, Leoparden oder Löwen vorstellte. An den Wänden hingen Perlketten und um die Säulen wanden sich Perlenschnüre. Das Schönste aber war ein in der Mitte der Halle stehender geschnitzter Elfenbeinthron, der, reich und wunderbar fein geschnitzt, auf einer Seite eine vergoldete Sonne, auf der zweiten einen silbernen Mond und auf der dritten Seite herrliche, mit Perlen besetzte Sterne zeigte. Dazwischen waren Glücksgötter, Dewatas angebracht, über welche ganze Blumenbüschel aus farbigen Edelsteinen schwankten. Auf dem mit kostbaren Tüchern behangenen Thronsitz, lag ein herrlicher Fächer von wunderbarer Schönheit und auf dem Fusschemel perlenbesetzte Sandalen. Hoch über dem Thron hing an silbernem Halter, der Baldachin des Herrschers. Die Träger des Thronhimmels waren mit Perlen und Edelsteinen besetzt und silberne Glocken zierten die vier Ecken." — Dutthagamini liess weiter die

Gemächer des Palastes mit kostbaren Lagern, Stühlen und wertvollen Teppichen ausstatten. „Der Palast, die Halle, der Thron, der Baldachin, alles war kostbar und von wunderbarer Schönheit. Alles war verschwenderisch mit Gold und Silber ausgestattet und selbst die Reislöffel, im gewöhnlichen aus Kokosnusschalen gemacht, waren aus Silber.“ — Der König übergab den fertigen Palast der Priesterschaft „on pouring the water of donation on their right hands“, indem er die rechte Hand der Priester mit Wasser übergoss.

Diese Beschreibung gibt eine Ahnung, was altindische Pracht und Herrlichkeit, verbunden mit dem ausgeprägten Kunst- und Farbensinn dieses Volkes bedeutet. Leider wurde dieser Klosterpalast im Laufe der Zeiten wieder zerstört und die Kostbarkeiten gestohlen. Dennoch steht man staunend vor den Ruinen, welche wenigstens noch die Dimensionen des Palastes andeuten. — Bei den Ruinen eines kleinen Gebäudes finden wir ebensolche kantige Monolithsäulen, deren prächtig skulptierte Kapitäle Pfauenornamente tragen, nach welchen das Gebäude Pfauenpalast benannt wurde. Das sogenannte Queen's Pavillon steht in der Nähe der einstigen Elephantenställe. Vor der Treppe, welche auf eine Plattform führt, liegt ein ausgezeichnet erhaltener Mondstein. Der erste halbrunde Kreis der Platte zeigt ein Liliengewinde, dem heilige Gänse, mit der Lotosblume im Schnabel, folgen; hierauf sehen wir

einen Zug von Elephanten, Löwen und Büffeln und schliesslich ist der Stein mit einem Lotosornament umrandet. Jede Treppenstufe wird scheinbar von drei zusammengekauerten Zwerglein gestützt, die ihre Hände auf die hochgezogenen Kniee pressen. Trotzdem diese Männlein sehr klein sind, sind die Einzelheiten, zum Beispiel die Gürtel, das steinbesetzte Achselband, die Reife an Armen und Händen, das feine Gesicht mit dem lockigen Haar äusserst plastisch und fein ausgearbeitet. Unser Führer erzählt uns, dass dieser Queen's Pavillon von einer singhalesischen Königin gestiftet wurde, nachdem ihr heisser Wunsch, einen Sohn zu besitzen, in Erfüllung gegangen war.

Die Sonne brennt nachgerade heiss über uns und wir fahren gerne dem Tissawawatank entlang zum Isurumuniyatempel. Ganz plötzlich, ohne Uebergang, sehen wir einige senkrecht aneinander gelehnte Kegelfelsen. Ist es aus dem Boden gewachsenes Urgestein oder ist es Gletschergeschiebe, das in Urzeiten, als Ceylon noch mit den Koralleninseln der Palkstrasse mit Indien zusammenhing, vom Himalaya her fortgeschoben wurde?

Mitten aus den Reisfeldern ragen die Felsen auf und vor ihnen liegt ein schöner Teich, in dem sich Fische tummeln und schwerfällige Schildkröten bewegen. Kleine „Lama", Unterpriester, stehen am Ufer, welche, eine Art griffloser Schaufel aus Palmgeflecht

in den Händen tragend, unter monotonem Gesang die Fische füttern. Bald zeigen sich ganze Reihen von Fischen und träge Schildkröten strecken die schwarzgelben Köpfe über den Wasserspiegel. Seine Aeste weit über den Lotosteich breitend, wächst dicht an der Felswand ein herrlicher Mangobaum; links vom Tempelaufgang ragen weisstämmige, schlanke Arekapalmen auf und hinter ihnen neigen sich in schönen Linien mächtige Kokospalmen. Zwischen den Felswänden sieht man Treppen und Türen, die zu Felsenkammern führen; auf den Felsen selbst stehen eine neue Dâgoba und ein offener Glockenturm, welche störend auf das schöne Bild wirken.

König Tissa liess den Felsentempel Isurumuniya erbauen, um die Stätte zu weihen, wo Mahinda, der erste buddhistische Priester auf Ceylon, die ersten Gebete der neuen Religion verlas. Von der Begegnung des Königs mit dem königlichen Priester erzählen wir an anderer Stelle.

Ehe wir die schöne Freitreppe besteigen, welche zum Vorraum des Tempels führt, erblicken wir vier prächtige Elephantenköpfe, die überlebensgross aus dem Granitfelsen ausgehauen sind; ebenso das Relief einer sitzenden Figur, die ein Pferd am Zügel zu halten scheint. Oben an der Treppe steht schon der Priester, mit seinem gewaltigen, vergoldeten Schlüssel. Der alte Mann mit der braunen Bronzehaut, im gelben Ueber-

wurf, und der junge Priesterzögling mit einem Strauss grosser, schneeweisser Lotosblumen in der Hand, stehen vor dem rötlichen Felsen, unter dem dunkelgrünen Mangobaum. Das Bild spiegelt sich im Wasser — welchen Maler müsste es nicht entzücken?

Dem gravitätisch schreitenden Priester folgend, steigen wir die zweite Treppe hinauf und bewundern die kunstvolle Bildhauerarbeit. Ein engumschlungenes Paar auf einem Granitsockel ist in seiner Feinheit ganz wunderschön. Der Frauenkopf zeigt so feine Züge und der glückliche Ausdruck des Gesichtes unter dem lockigen Haar ist ganz reizend. Es ist wirklich erstaunlich, wie aus diesem harten, körnigen Material Feinheiten, wie z. B. die graziös aufgehobene Hand, die Stoffalten, Schmuck und Schleier so zierlich herausgearbeitet werden konnten. Andere Randsteine zeichnen sich durch Männerfiguren aus, welche Blumenvasen tragen und an deren Kniee sich kleine Knaben lehnen. Diese Bilder, verbunden mit schönen Löwenornamenten wiederholen sich auf jedem Treppenabsatz, wo sie nicht mit blühendem Gerank überwuchert sind. — Der Priester öffnet die hohe, messingbeschlagene Tür und wir treten in eine kleine Halle, in welcher man sich vor lauter Altartischen, hohen Krügen, Lampen etc. kaum drehen kann. Die Tische sind mit den gewohnten Blumengaben überstreut. Jasmin, Lotosblumen und die kleinen, wächsernen Kelche des heiligen Baumes liegen um blumenverzierte

Messingteller; ja, auch fein gewebte Tücher, Bänder und Spitzen, Krüge und Becher befinden sich unter den Opfergaben. — Der alte Mann zeigt uns das Abzeichen seiner Priesterwürde, den fein geschnitzten, vom Alter dunkelgelb gewordenen Elfenbeinfächer. Der Fächer in Form eines Palmenblattes ist reich mit Gold und Silber belegt und mehrere Reihen in Silber gefasste blutrote Rubinen funkeln im Sonnenlicht. Ebenso schön ist des Priesters hoher Elfenbeinstock, dessen reichgeschnitzte Blumenornamente oben mit einem grossen Rubin abgeschlossen sind. Wie schon in Kandy, sahen wir auch hier Gebetbücher aus Blättern der Talipotpalme. Gebete und buddhistische Gesetze werden in der Palischrift, deren sich hauptsächlich die Priester bedienen, auf die Blattrispen geritzt. Die mit einer Schnur durchzogenen Blätter werden von zwei Holz- oder Elfenbeindeckeln zusammengehalten, welche oft reich mit Silber, Cirkonsteinen und Rubinen besetzt sind. Auf unsere Bitte liest uns der Priester in singendem Tone ein Gebet vor, indem er sich das Gesicht mit dem Elfenbeinfächer bedeckt. Es liegt ein solcher Ernst in des Greisen Auge, seine ganze Haltung ist so voll Würde und Hingabe, als er seinen Segen über uns spricht, dass wir ein feierliches Gefühl nicht unterdrücken können, obschon wir ja kein Wort verstehen.

Wieder öffnet der Priester zwei messingbeschlagene Türflügel, hinter welchen wir eine sitzende, vergoldete

Buddhafigur erblicken. Die Buddhastatue und der Schrein selbst sind aus dem Felsen herausgehauen. In dem engen Raume liegt eine ganze Sammlung kostbarer und interessanter Gegenstände; antike Messinglampen, bemalte Alabaster- und Silberfiguren, religiöse Symbole, Vasen, gebosselte Teller und herrliche Spitzentücher bedecken den kleinen Altartisch.

Alle diese Kostbarkeiten stehen nur unter dem Schutze dieses einzelnen Mannes und seinem Glauben. Ein wirklich ernster Buddhist würde sich nicht erlauben, in diesem Tempel nur irgend etwas zu berühren, so gross ist seine Ehrfurcht für alles, was seine Religion betrifft. Immerhin beweisen alte, in Felsen eingefügte Kupferplatten, dass dennoch Diebstähle vorkommen können. Eine aus dem 11. Jahrhundert stammende Kupferplatte am Tempel von Gampola enthält folgende Warnung: „Derjenige, welcher schneidet, bricht oder nimmt nur einen Grashalm, Holz oder Früchte, die Buddha gehören, soll als Pretaya wiedergeboren werden. Derjenige, der für sich oder andere etwas wegnimmt, das Buddha gehört, soll zur Strafe 60,000 Jahre als Mistwurm zu leben verdammt sein; dagegen sollen diejenigen, die Opfer bringen, glückselig werden und in Nirwana eingehen.“ Trotz dieser fürchterlichen Strafandrohung soll im Jahre 1907 eine goldene Buddhastatue im Werte von 2000 Pfund gestohlen worden sein. Ob der Dieb wirklich ein eingeborener Buddhist war, bleibe dahingestellt.

Bei Felsentempeln sind auch oft Vorschriften oder Verbote in die Felsen eingehauen; so soll irgendwo zu lesen sein, dass die Priester eventuelle Gaben an Land nicht auf die, immerhin zerstörbaren Palmblätter ritzen dürfen, sondern dass solche Urkunden auf Kupferplatten zu gravieren seien.

Wir verabschiedeten uns endlich von dem Isurumuniyatempel, der vor 30 Jahren vollständig von Urwald überwachsen, aufgefunden wurde. Ein schlanker Priesterzögling überreichte uns wahre Prachtexemplare von weissen Lotosblumen, die ersten echten, die wir in der Nähe zu sehen bekamen. Die Knospen waren wie riesige, geschlossene Tulpen, während die auf sehr hohen Stengeln schwankenden offenen Blumen aussahen, wie goldgefüllte, glänzende Silberteller. Feiner, zarter Duft entströmte den vielbesungenen Märchenblumen.

Die Ruinen auf König Tissa's Lustgarten Mahamegha.

Die meisten Ruinen von Tempeln, Palästen und Reliquienschreinen stehen in Anuradhapura auf dem Boden von König Tissa's einstigem Lustgarten Mahamegha. Des Königs Vater hatte die königlichen Gärten 426 v. Chr. anlegen lassen und, da zu derselben Zeit ein ungewöhnlich starker, aber der Anpflanzung günstiger Regen fiel, denselben den Namen Mahamegha (grosse Wolke) gegeben.

Als sich der Sohn Tissa zum Buddhismus bekehrt hatte, wollte er seine ernste Opferfreudigkeit beweisen und liess Tempel um Tempel bauen. Schliesslich ahmte er noch das Beispiel des indischen Königs Bimbisara nach und schenkte seine prachtvollen Lustgärten der Priesterschaft. Auf diese Weise hoffte er günstigen Einfluss auf sein nächstes Leben zu bewirken und einen Schritt weiter in der buddhistischen „Erleuchtung" machen zu können.

Die Ceylonchronik Mahawansa erzählt eingehend von dem grossartigen Feste, das zu Ehren der Uebergabe der Gärten veranstaltet wurde. Mahinda, der königliche Priester, der die neue Religion von Indien nach Ceylon gebracht hatte, wurde von König Tissa befragt, ob er das Geschenk im Namen Buddha's an-

nehmen wolle. Auf dessen Bejahung goss der König Wasser (the water of donation) auf Mahinda's rechte Hand und sprach zu ihm: „Hiermit schenke ich den Lustgarten Mahamegha der Priesterschaft". In der Morgenfrühe des nächsten Tages wurde alsdann durch Trommeln und Tam-Tamschlagen der Beginn des Festes bekannt gegeben. Anuradhapura war festlich geschmückt. Der König fuhr in herrlichstem Schmucke seiner Königswürde durch die bekränzten Strassen; ihm folgten die Minister und die Palastdamen und in kriegerischer Aufstellung das Heer. Vor einem, von Tissa erbauten Tempel, erwarteten die ehrwürdigen Oberpriester den königlichen Zug, welchem sie sich anschlossen, nachdem der König und sein Gefolge sich ehrerbietig vor ihnen verneigt hatten. Die mit aller Pracht gezäumten königlichen Elephanten, Mahapaduma und Kunjaro standen wartend bei dem goldenen Pflug, bis der Monarch an der Seite des Pfluges gehend, begann, die Grenzen des geschenkten Bodens mit einer Furche zu umziehen. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Hinter Priestern, bevollmächtigten Gesandten anderer Länder und militärischen Gästen, folgte die grosse Menge des Volkes. Männer trugen prächtig bemalte Krüge und glockengezierte Flaggen; Frauen schöne Bronzeteller, auf welchen, von Silber- und Goldgittern beschützt, die Flammen des roten Sandelpulvers aufstiegen; andere hielten herrliche Blumenkränze, funkelnde

Metallspiegel oder Körbe, die sich unter der Last der Blumen bogen. Beim Klange kriegerischer Musik ging das braune, buntgekleidete Volk mit Tücherschwenken, Jauchzen und Singen unter Triumphbogen hindurch, welche kunstvoll aus Bananen- und Palmblättern errichtet waren. So zog der König unter dem Frohlocken der dankbaren Menge, furchenziehend weiter, bis der Ausgangspunkt wieder erreicht war, woraufhin der Oberpriester „Mahathera", den geschenkten Grund sofort einzäunen liess. Soweit die Chronik.

Das war der Boden, auf dem wir wandelten. Wir besuchten nun die erste Dâgoba, den Reliquienschrein, für welchen König Asoka aus Indien seinem Freunde Tissa eine Reliquie von Buddha übersandte.

Die Thuparama steht wie eine Riesenglocke auf einer erhöhten Granitplattform. Sie ist umgeben von 30 bis 40 noch aufrecht stehenden, kantigen Granitsäulen, deren Kapitäle mit eigentümlich grotesken Masken dekoriert sind, aus deren Mund Wasser zu fliessen scheint Die Dâgoba ist von dem wie Marmor glänzenden „Enamel chunam" übertüncht; sie ist von dunkeln Mangobäumen umrahmt und links und rechts der schönen Aufgangstreppe stehen, wie trotzige Hüter, einige hohe Arekapalmen.

In der Nähe der Thuparama steht, aus einem Granitblock gehauen, ein schön ornamentierter Behälter, wie eine riesige Badewanne. Vermutlich wurden

solche zur Aufbewahrung von Opferspenden oder zur Unterbringung des Ertrages der priesterlichen Reisfelder, hergestellt. Andere nahe liegende Ruinen sind Ueberreste der ersten Dalada Maligawa, dem Schrein des heiligen Buddhazahnes, den eine indische Prinzessin, in ihren Locken versteckt, nach Anuradhapura brachte.

Wir lenkten hierauf unsere Schritte zum Hain des heiligen Tempelbaumes; wir wandelten im Schatten eines 2000 Jahre alten ficus religiosa, der mit seinen hunderten von Stämmen und dicht belaubten Aesten einen grossen Hain bildet. Dieser älteste historische Baum entging wohl nur durch seine Wertlosigkeit der allgemeinen Zerstörung; oder aber es waren die einfallenden Feinde, die Hindu, bange, den Zorn eines unbekannten Gottes auf sich zn laden.

Seit König Tissa eigenhändig das junge Reis unter grossartigen Feierlichkeiten eingepflanzt, wachten buddhistische Priester 2000 Jahre lang über sein Wachstum. Hunderte von Bäumen bilden ein immergrünes Dach über die Ruinen des prächtigen Tempelhofes und hunderte von Schösslingen stehen, zu hohen Bäumen erstarkt, neben unzähligen Tempeln auf Ceylon's Boden.

Der Priester Mahinda hatte in seinem schönen Eifer, den Singhalesenkönig Tissa und seine männlichen Untertanen zum Buddhismus bekehrt; da jedoch Königin Anula und ihre Frauen auch den Eid der Selbstverleugnung abzulegen wünschten, liess Mahinda

seine Schwester Sanghamitta als erste Priesterin nach Anuradhapura kommen. König Asoka, der Vater, gab der Scheidenden einen Zweig des Buddha-Gayabaumes mit, unter welchem Buddha einst zur „Erleuchtung“ gelangte. In blumenreicher Sprache und romantischer Umhüllung erzählt die Chronik von Sanghamitta's Reise und den wunderbaren Festlichkeiten, mit welchen der junge Tempelbaum eingepflanzt wurde.

In Anuradhapura, der alten singhalesischen Königsstadt ist es so still, so geheimnisvoll und auch jetzt, da wir in den Hain treten, hört man nicht das leiseste Geräusch. Wir treten über die Schwelle, über welche schon Millionen von Pilgern in ernster Selbstprüfung gegangen. Kein Blatt regt sich über den knorrigen, weitausladenden Aesten des heiligen Baumes und die phantastisch gebildeten, nach oben gerichteten Zweige verschlingen sich zum undurchdringlichen Dach. Schade, dass wir den Hain nicht zur Zeit der Blüte, vom hellen Mondlicht umflossen, sehen können; wenn Blüte an Blüte sich reiht, die leise duftenden Blumen silbern schimmern und über dem schneeigen Blütendach hunderte von Feuerfliegen herumschwirren und sich wie strahlende Diamanten in die kleinen Goldkelche setzen. Der ganze Hain ist mit einer weissen, hübschgeformten, niederen Mauer umgeben. Vor der Treppe, die zum terrassenförmig aufgebauten Tempelhof führt, liegt ein prächtiger Mondstein, mit guterhaltenen Tier- und Blumenornamenten.

Die schön skulptierten Steine längs der Treppe, zeigen dasselbe Motiv, das wir schon im „Brazen Palace“ gesehen. Die mit Schmuck beladene männliche Figur stützt sich mit einer Hand auf einen Strauch, während die andere eine Vase hochhält, in welcher vermutlich der erste Schössling des heiligen Ficus zu sehen ist. An anderen Treppenstufen steht oben ein Elephant, dessen gebogener Rüssel bis zur untersten Stufe reicht. Nachdem wir eine mit kantigen Monolithsäulen umgebene Steinterrasse überschritten, gelangen wir zum eigentlichen Tempelraum, über welchem sich der Ficus religiosa zum prächtigen Dombogen wölbt. Granitsäulen umgrenzen das innere Tempelrondell. Der blumenbestreute Altar steht frei in der Mitte; links und rechts sind Nischen mit Buddhastatuen, vor welchen prächtige Gebetsteppiche liegen. Auffallend sind zwei grosse, ca. 2 m. hohe Glaskasten, deren Scheiben in Messing gefasst sind. In jedem der kioskartigen Kasten brennt ein winziges Lichtlein, welches das ganze Jahr ununterbrochen brennen muss, wie das ewige Licht der katholischen Kirche. Ohne die Lampe zu berühren, kann dem Oelbehälter von aussen her, durch ein langes Messingrohr das nötige Oel zugeführt werden. Bei den Altären stehen hohe Messingstandlampen, wie wir solche schon im Felsentempel von Dambulla gesehen hatten. Jede der Lampen trägt über dem offenen sechszüngigen Oelbehälter einen grossen Hahn.

Vor mehreren Altären knieen betende Singhalesen, ein brennendes Wachskerzchen, das Sinnbild der inneren Erleuchtung in der Hand haltend. Selbst die Gegenwart von „Weissen“ kann die in Andacht versunkenen Menschen nicht zerstreuen. Ihre Augen waren wirklich nach Innen gerichtet; alle nichtigen Aeusserlichkeiten hatten keine Macht über die nach Erleuchtung strebenden Seelen. Dunkel, glanzlos, ängstlich, starr und doch schön, blicken die Augen über den Altar. Alle zeigen sie die schönen Augen Kunâla's, des unglücklichen Königsohnes. Man sollte denken, dass braune Augen in einem braunen Gesicht nicht zu wirken vermögen; es ist jedoch der Goldton, der sich unter das Braun des Augensternes mischt, der den Eingeborenen, trotz ihrer ernsten Art, sonnige Lichter ins Auge setzt. Die Tamilen namentlich, diese stillen, anspruchslosen Menschen wissen kaum, wie schön ihre Augen sind, wenn ein frohes Gefühl oder ein Strahl von Mutterliebe darin aufblitzt. In E. Hardy's „König Asoka“ lesen wir die schöne Legende von den Kunâlaaugen: „Prinz Kunâla, so benannt wegen seinen bestrickend schönen Augen, die denen des Vogels Kunâla glichen“. Kunâla, mit den wunderbaren, goldbraunen Augen, war König Asoka's Lieblingssohn. Wahrsager hatten einst dem Vater mitgeteilt, dass die schönen Augen des Sohnes dessen Verderben würden. Kunâla lebte deshalb mit seinem Weibe in der Einsamkeit und nur

dem Nachdenken „über die Vergänglichkeit der Sinneswerkzeuge“ sich hingebend. Als Kunâla's Stiefmutter ihn einst allein traf, entbrannte sie in Liebe zu ihm und warb um seine Gegenliebe. Der Sohn wies sie zurück: „Du bist mir Mutter“. Rache schwörend verliess die Königin den Prinzen. Bald danach zog Kunâla zum Schutze der gefährdeten Stadt Taxila fort, während der schwer kranke König von seiner Gattin aufopfernd gepflegt wurde. Als der gerettete König seiner Gemahlin zum Zeichen des Dankes eine Bitte gewährte, war die Gelegenheit zur Rache gekommen. Die Königin erbat sich, eine Woche regieren zu dürfen; während der König schlief, bemächtigte sie sich seines Elfenbeinsiegels und siegelte damit ein Schreiben an die Bewohner von Taxila, welchen sie, im Namen des Königs befahl, Kunâla die Augen auszustechen. Erst wollte niemand die grause Tat begehen, des Prinzen schöne Augen zu zerstören. Kunâla, der alles irdische als nichtig erachtete und des düsteren Verhängnisses, das über seinen Augen schwebte, gedenkend, liess sich ruhig von einem Verbrecher des Augenlichts berauben. Er zog mit seinem Weibe in die Heimat zurück und sang zur Laute von seinem harten Geschicke. Als König Asoka ihn singen hörte, glaubte er die Stimme seines Sohnes zu erkennen; als man jedoch den Sänger vor ihn brachte, meinte er sich zu irren, bis ihm Kunâla die Wahrheit sagte. Nach langem Drängen gestand

der Prinz dem empörten Vater, was die Mutter verschuldet hatte. Kunâla aber bat den König kniefällig, kein Weib zu töten: „O König, ich fühle keinen Schmerz, selbst die grausame Behandlung entflammt nicht meinen Unmut; so gewiss mein Herz ruhig ist, wenn ich an meine Mutter denke, die mir die Augen ausreissen liess, mögen meine beiden Augen auf der Stelle werden, wie sie früher waren". Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so glänzten seine Augen wieder in alter Schönheit. König Asoka war aber nicht von seinem Zorne abzubringen; sein Weib wurde lebendig verbrannt und die Stadt Taxila gezüchtigt. In Gedanken an Kunâla verliesen wir langsam und zögernd den heiligen Hain.

Im Vorhof sehen wir noch eine wunderschöne Buddhastatue aus Alabaster, welche Königin Alexandra geschenkt haben soll. Nie ist uns die wunderbare, weiche Schönheit des feinen Alabasters so zu Gesicht gekommen.

Beim Verlassen des Haines überfällt uns ein eigentümlich peinigendes Gefühl beim Gedanken an die Vergänglichkeit des Menschen. Hier stehen Säulen, Altäre, Treppen, Statuen, Zeugen von 2000jährigem Alter; hier blüht der ewig junge Ficus religiosa. Hunderte von Priestern haben ihn gepflegt und sind vergangen, der Tempelbaum aber grünt und blüht weiter, als Sinnbild der Ewigkeit — wir aber, die kleinen Menschen, nehmen nur eine schöne Erinnerung mit uns, die nach kurzer Lebensdauer mit uns stirbt.

Dem glitzernden Wassertank Basawak Kulam entlang stehen metallgrüne Aloëen, Mangobäume und hochstelzige Mangroven, deren Wurzeln Schlamm und Erde so fest zusammenhalten, dass sie das Ufer befestigen und neuen Boden bilden. Hinter dem Wasserspiegel erhebt sich Anuradhapura mit Ceylon's höchstem Reliquienschrein, der Dâgoba Jetawanna, welche noch vollständig mit Urwald überwachsen ist, sodass man den Riesenbau darunter kaum ahnt. Man kann eine Dâgoba wohl mit einer Pyramide vergleichen, beides sind alles überdauernde Baudenkmäler, nur mit dem Unterschiede, dass Erstere ein aus Backsteinen erbauter Reliquienschrein ist und keine Grabstätte. Die grosse Vorliebe der singhalesischen Könige, den hohen Grad ihrer „Erleuchtung" durch riesenhafte Bauten von Dâgobas, Klöstern und Tempeln zu beweisen, schuf auch den Reliquienschrein Jetawanna. Ein König wollte in seinem Glaubenseifer den anderen überbieten und begann den Bau von Riesendenkmälern, deren Vollendung er selten erlebte. Den besten Begriff von der Grösse und der Jahrtausende überdauernden Beschaffenheit einer Dâgoba gibt uns eine Statistik von Emerson Tenent, welche ungefähr lautet, wie folgt: „Dieser grosse Hügel enthält eine erstaunliche Masse von festem Mauerwerk. Sein Durchmesser beträgt 360 Fuss und die gegenwärtige Höhe von der Plattform bis zur Turmspitze 249 Fuss, sodass der Back-

steindom, zusammen mit der steinernen Plattform 720 □-Fuss auf 15 Fuss Höhe, 20 Millionen Kubikfuss ausmachen. Selbst mit den modernsten Hilfsmitteln müssten zur Erstellung eines solchen kompakten Gebäudes, 500 Maurer während 6—7 Jahren arbeiten, mit einem Kostenaufwand von mindestens einer Million Pfund Sterling. Das verwendete Material an Backsteinen würde genügen, um 8000 Häuser mit 20 Fuss Frontlänge aufzubauen, welche 30 Strassen von einer halben englischen Meile umfassen würden. Der Häuserkomplex vermöchte eine Stadt wie Ipswich (66,622 Einwohner) zu bilden. Oder es liesse sich mit den Backsteinen einen 20 englische Meilen langer Tunnel ausbauen; auch eine 10 Fuss hohe und 1 Fuss dicke Mauer, welche von Edinburg bis London reichen müsste".

Diese Angaben lassen ahnen, welch kolossale Arbeitskraft hier verwendet werden musste und, damals wie jetzt, konnte und kann nur die grosse Geduld, verbunden mit dem gänzlichen Mangel an Zeitbegriff, solche Werke schaffen.

Da die Jetawanna Dâgoba noch ganz mit Urwald überwachsen ist, sieht man nur noch am Fusse des Turmes einige Nischen im Mauerwerk, in welchem wohl einst Statuen standen.

Wir treffen weiter auf Ruinen eines grossen Altars, einzelne Granitsäulen mit skulptierten Postamenten umstehen denselben und seine Sockel zeigen eine männ-

liche Figur, irgend ein Tier führend und eine Frauengestalt in durchsichtigem Gewande.

Eine zweite Dâgoba, Abhayagiri, ragt als bewaldeter Glockenhügel in die Luft; der schräg abgebrochene Turm gibt ihm etwas malerisches. Abhayagiri wurde 89 v. Chr. von König Walagambahu erbaut. Umrahmt von dunkeln Bäumen steht ein breiter, prächtiger Altar vor der Dâgoba, zu welchem einige skulptierte Stufen führen. Auf Sockeln und Steinplatten sehen wir phantastische Blumenvasen, aus welchen stylisierte Blumen aufsteigen; über ihnen erheben sich drei Löwen. Ein Sockel zeigt eine männliche Figur, eine Blume hochhebend; um Hals und Arme ringelt sich Spangenschmuck und den Kopf schmückt, strahlenförmig eine fünfköpfige Cobra in Kampfstellung, welche genau wie ein Federbarett aussieht. Auf dem untern Teile des Sockels erkennt man noch eine geschmückte Frauengestalt, ebenfalls eine Blume tragend, den Kopf mit einem Cobradiadem umgeben. Sehr gut erhalten und prächtig ausgeführt, ist eine siebenköpfige Cobraschlange, deren verschlungener Schuppenleib kunstvoll skulptiert ist. Es wäre möglich, diese vielfache Verwendung der Cobraschlange mit einer Fabel aus der Chronik in Zusammenhang zu bringen, nach welcher der König eine kranke Cobra rettete und von derselben einen Edelstein erhielt, den er einer Buddhastatue dieser Dâgoba in ein Auge einsetzen liess.

Die Ruanweli Dâgoba in Anuradhapura.

Im Jahre 158 v. Chr. hatte der Singhalesenkönig Dutthagamini einem Feste zu Ehren des heiligen Tempelbaumes beigewohnt und war eben im Begriff, zum königlichen Palaste zurückzugehen, als sein Auge plötzlich auf der Steinsäule haften blieb, welche der buddhistische Priester Mahinda 306 v. Chr. an der Stelle errichten liess, an welcher er im Geiste eine grosse Dâgoba vorausgesehen hatte. Der König wurde plötzlich von dem beglückenden Gedanken erfasst, dass er selbst zum Urheber dieses Reliquenschreines auserlesen sei. Die Ceylonchronik Mahawansa erzählt, wie er in tiefem Sinnen den Palast betreten, sein Abendmahl genommen und bis spät in die Nacht über sein Lager geneigt, den grossen Entschluss erwägte, zu dessen Ausführung er viel Geld und enorme Arbeitskräfte benötigte. Er sagte sich: „Meine Untertanen leiden noch von den Folgen des Krieges gegen die Tamilen (Damillos); es geziemt sich nicht, in diesem Augenblick Frohndienste von ihnen zu verlangen. Wenn ich jedoch von dieser, meiner Macht nicht Gebrauch mache, wo soll ich Leute hernehmen, die mir Backsteine zuführen.“ Der Schutzgott, welcher über des Herrschers Baldachin thronte, wusste von Dutthagaminis Sorgen und teilte sie den andern Göttern

mit, woraufhin allerlei Wunder geschahen. Es fand ein Jäger mitten im Urwald Lehmboden und fertige Backsteine; andere Eingeborene stiessen auf Goldadern und in der Nähe des Mahaweliflusses fand man allerlei Metalle. Ein Kaufmann wollte seinen mit Safran und Ginger beladenen Wagen in eine Höhle führen, in welcher er zu seinem Erstaunen Silber entdeckte. Mit grosser Freude wurde der König von diesen kostbaren Funden benachrichtigt. Die Untertanen suchten ihren Herrscher mit allerlei Gaben für sein grosses Unternehmen zu unterstützen; sie brachten ihm Edelsteine, Katzenaugen und herrliche Saphire. Fischer schenkten ihm grosse Perlen und wunderschöne Korallenzweige. Der glückliche König beschloss nun den Bau der Ruanweli Dâgoba, Gold-Dust-Dâgoba (vielleicht wegen der Auffindung der Goldadern so genannt) sofort beginnen zu lassen.

Ehe wir von den Ruinen dieser Dâgoba sprechen, sollen hier noch einige interessante Aufzeichnungen über diesen Bau angeführt werden. Es ist selbstverständlich, dass ein so gewichtiges Steinmonument von 270 englischen Fuss Höhe und zirka 1000 Fuss Umfang solide Fundamente brauchte; von deren riesigen Dimensionen uns die Chronik unterrichtet.

„Nachdem Dutthagaminis Soldaten die nötigen Steine herbeigeführt, wurden dieselben mit Keulen in den tief ausgegrabenen Grund geschlagen und von den grössten Elephanten, deren Füsse mit Lederschuhen geschützt

waren, tiefer in den Boden hineingetrampelt. Auf die Steine kam eine Lage Lehm und wieder festgeschlagene Steine, hierauf folgte eine Lage Backsteine und Zement. Nachdem die Zementdecke mit Sandsteinen belegt war, wurden Eisenplatten aufgelegt und diese wiederum mit Sandelpulver (Weihrauch) bestreut. Nach je einer Lage von Granit- und gewöhnlichen Steinen wurde vom Gummi des „Kapitthobaumes“ und dem Wasser der kleinen, roten Kokosnuss ein Zementbrei zusammengerührt, in welchen eine 8 Zoll dicke Messingplatte eingelassen wurde. Den Schluss bildete eine 7 Zoll dicke Silberdecke, welche mit rotem Zement und Leinöl verkittet werden musste. Als die Riesenplattform so weit fortgeschritten war, liess Dutthagamini Volk und Priesterschaft zur festlichen Grundsteinlegung einladen. Der König zeigte auch bei diesem Feste, dass er stets für das Wohl seines Volkes besorgt war. Er liess nicht nur die ganze Stadt Anuradhapura samt allen Plätzen und Strassen bis zu den vier Toren bekränzen; er liess vor den Toren für die ankommenden Gäste auch Bäder errichten; er bestellte Barbiere, Schneider mit Tüchern, köstliche Esswaren und Blumenkränze.

Angetan mit aller königlichen Pracht eröffnete der König selbst den Festzug mit seinen glänzend gekleideten Offizieren; es folgten ganze Scharen von singenden und tanzenden Frauen von himmlischer Schönheit. 400,000

Menschen und Musikbanden aller Arten schlossen sich dem Zuge an. Bei der Dâgoba angelangt, verneigte sich der König vor den hunderten von Priestern, welche sich rund um die Plattform aufgestellt hatten und stellte einen goldenen Kelch, acht goldene und acht silberne Krüge in die Mitte des Ringes. Daneben legte er 1008 Stücke Leinwand und 1008 neue Tonkrüge. Ueber einem dicken Teppich von Jasminblumen half der König eigenhändig die ersten Backsteine für den Reliquienschrein aufsetzen. In einen kleineren Schrein aus blauen Steinen stellte Dutthagamini einen 18 Fuss hohen Tempelbaum, dessen Stamm aus Silber, die Wurzeln aus Korallenzweigen und der Grund aus herrlichen Smaragden bestand; auf den silbernen Aesten blitzten edelsteinbesetzte Blätter, von welchen die verwelkten golden waren. Der Baum trug kleine Früchte aus Korallen. Am Fusse des Baumes standen edelsteinbesetzte Krüge mit wohlriechenden Wassern vor einer Buddhastatue. Nachdem auch vom Volke Opferspenden beigefügt waren, wurde der Schrein eingemauert."

Nun türmten sich jahrhundertelang die Backsteine nach und nach zu der Höhe, wie wir die Dâgoba vor uns sehen. König Dutthagamini aber erlebte den Ausbau nicht mehr; sein Bruder befolgte seine Anweisungen, schmückte die Wälle mit skulptierten Elephanten und liess den ganzen Bau mit dem, wie Marmor glänzenden Enamel chunam überziehen. Andere Könige fügten

später Altäre, Statuen, kleine Dâgobas etc. bei, bepflanzten die Ruanweli Dâgoba bis an die Kuppel mit Jasmin, oder überdeckten sie ganz mit Blumen, welche durch ein Wasserspiel frisch erhalten wurden. Mögen auch hier indische Phantasie mit der bilderreichen Sprache der Eingeborenen, die Pracht und Herrlichkeit der Feste, die Beschreibung der wunderbaren Gefässe und der reichen Schmuckgegenstände allzu sehr ins märchenhafte gezogen haben, so sind doch die Ruinen von Anuradhapura und die wunderbaren Gegenstände im Museum von Colombo, Zeugen, die keine Zweifel aufkommen lassen.

Im Jahre 1875 liess der englische Gouverneur Gregory mit der Freilegung der Ruanweli Dâgoba beginnen, trotzdem ist noch ein guter Drittel mit Urwald bedeckt. Da jedoch die enorme Plattform mit den Altären, Säulen und Statuen am Tageslicht sind, sowie die Wälle mit den Elephanten, so hat es nicht viel Zweck, den oberen Backsteinbau freizulegen, da der Wald eher eine Zierde dieses Riesenmonumentes bildet.

Da bei buddhistischen Festlichkeiten die Umzüge mit den Elephanten eine grosse Rolle spielen, erklären sich die grossen Dimensionen der mit Steinplatten belegten Plattform, welche die Dâgoba rings umgibt. Eine breite Treppe führt direkt zum Hauptaltar, welcher von sechs Reihen Granitsäulen umgeben ist, die wohl blumenüberwachsen, den dachlosen Zugang bildeten.

Eine zweite Plattform, einst von 400 Elephanten aus Backsteinen getragen, zeigt leider nur noch einen kleinen Teil davon, halb mit Erde überdeckt. Der Führer erzählt uns, dass die einst weiss getünchten Tiere echte Elephantenzähne besessen. Schade, dass die Tiere so stark verwittert sind, es muss ein grossartiger Anblick gewesen sein, als die zirka drei Meter hohen Elephanten die Dâgoba noch zu stützen schienen. Im Laufe der Jahrhunderte sammelten sich eine Menge kleiner und grosser Opfergaben in Form von Statuen, skulptierten Steinplatten, kleinen Dâgobas etc. auf der Plattform an. Wir sehen eine drei Meter hohe massive Steinglocke aus einem einzelnen Granitblock, welche auf einem mit Elephantenköpfen verzierten Postament steht. Ein alter Priester, der uns begleitet, macht uns auf weitere Elephantenköpfe aufmerksam, welche in halber Höhe der Dâgoba die Backsteinwände zieren, ebenso zeigte er uns die Granitstatue von König Tissa. Andere Statuen sind nun um den Altar aufgestellt und die ihn umgebenden kantigen Monolithsäulen tragen ein schützendes Zeltdach, so dass das Ganze einen kleinen Tempel für sich bildet. Rings um das Zeltdach hängen Leinwandspitzen, d. h. aus Leinwandstreifen wurden auf sehr kunstvolle Weise und mit grosser Feinheit Ornamente und Blumenformen herausgeschnitten, so dass man die herrlichsten Spitzen zu sehen meint. Der massive Granitaltar ist teilweise noch reich mit Skulpturen geschmückt.

Ausser den Buddhastatuen sehen wir König Dutthagamini, den Erbauer der Dâgoba und König Tissa, welcher einst seine Gärten der Priesterschaft schenkte. Die Statuen sollen einst bemalt und stark vergoldet gewesen sein, jedoch ist die Farbe samt den Edelsteinen, welche die Augen bildeten, verschwunden. Dennoch bleiben diese Statuen wahre Kunstwerke in ihrer Art. Der letzte Blick über die von schlanken Arekapalmen umgebenen Dâgobas, über die Säulen, Altäre und Statuen erinnert stark an einen klassischen Tempelhain.

Der Priester wandelt mit uns um die ganze Plattform herum, macht uns auf feinere Skulpturen aufmerksam, auf fehlende Platten im Steinboden, welche durch Stücke von zerbrochenen Altären ersetzt wurden. Er weist auf die hohen Erdwälle, um uns den Begriff zu geben, welche Erdmassen über diesen Kunstwerken lagen. Der singhalesische Führer versuchte des Priesters Worte englisch wiederzugeben, doch war der Priester durch sein Mienenspiel beinahe besser zu verstehen, als sein Dolmetscher.

Nur wer schon in den Tropen war, namentlich im Innern des Landes, weiss, dass die Besichtigung der Altertümer eine Leistung ist, wenn die Sonne glühende Pfeile niedersendet und man in der heissen, feuchten Luft wie in Dampfbädern wandelt. Das grösste Interesse erlahmt und man sehnt sich nach Schatten und erfrischenden Getränken. Wir verlassen daher gerne die

blendende Plattform und folgen dem Priester in seine Hütte, in welcher er uns noch einige Antiquitäten zeigen wollte; der alte Mann hofft einige Rupien für die Restaurierung der Dâgoba zu erhalten und seine Kunâla Augen glänzen im Vorgefühl der Freude. Der singhalesische Führer unterstützt nun eine lebhafte Zeichensprache, als wir in die mehr als bescheidene Wohnung des Priesters treten, welche am besten bezeugt, dass er das Gelübde der Armut getreulich hält. Im Vorraum sitzt in einem uralten wackeligen Tropenstuhl ein steinalter Priester; er sitzt eigentlich nicht, denn er sieht aus wie ein zusammengebrochenes, mit einem gelben Tuche bedecktes Knochengerüste. Der arme, alte Mann kann wohl hundert Jahre zählen, selbst die Haut des vollständig nackten Schädels ist zusammengeschrumpft; er hebt mühsam den Kopf und — seltsam, auch der Greis zeigt noch das braungoldene Licht in den Augen.

Im engen Zimmer des Priesters steht eine niedere Bettstelle, ein Tisch, ein Stuhl; an den Wänden enthalten Bücherregale eine Unmasse, auf farbigem Papier gedruckte Gebetsformulare. Ueber dem Bett hängt ein gelbes Priestergewand und der Talipotschirm. Mit liebevoller Sorgfalt zeigt uns der Priester einige Buddha's aus Silber oder Messing, eine Sammlung von Gebeten auf Palmblättern eingeritzt, samt dem antiken, spindelförmigen Eisengriffel (Stylus). Die gebleichten Blätter der Talipotpalme liegen zwischen zwei rot und gelb

bemalten Holzdeckeln. Wir kaufen ihm die buddhistische Bibel samt dem Griffel, einige metallene Buddhas ab, worauf er uns noch zwei kleine Münzen schenkt.

Ganz betrübt sieht uns der alte Mann scheiden, wer weiss, wie lange es geht, bis er wieder „weissen" Besuch hat. Er schüttelt uns kräftig die Hand, als ihm jedoch die Frau die Hand reichen will, neigt er wehmütig abwehrend den Kopf; der buddhistische Priester darf die Hand der Frau nicht berühren.

Armer Mann, was gab Dir das Leben in dieser trostlosen Einsamkeit, wenig Schmerz und gar kein Glück! Oder genügte Deinem stillen, einfachen Sinn die innere Ruhe und Zufriedenheit, die Deinem anspruchslosen Herzen Glück bedeuteten?

König Tissa und der Buddhismus.

In der Morgenfrühe aufzubrechen will auf Ceylon nicht viel sagen; nach kurzer Dämmerung dringt das volle Tageslicht erst nach sechs Uhr hervor, so dass es immer geraten ist, sofort nachher aufzubrechen, wenn man einen grösseren Ausflug noch vor der grössten Hitze antreten will. Wir verlassen deshalb das stille Anurahapura frühzeitig, um nach Mihintale zu fahren, zu den Ruinen des Klosters und Tempels, welche König Tissa einst für den ersten buddhistischen Priester Mahinda bauen liess. Der Weg dahin führt durch ein schönes Stück Urwald; Papageien, Nashornvögel und Pfefferfresser flattern in den Bäumen und der zierliche Honigvogel, der Ceylonkolibri, taucht seine pinselartige Zunge in herrliche Blütenkelche hinein. Die Lianen bilden schwankende Brücken für das neckische Spiel der Kletteraffen und mächtige Fusspuren im roten Gneisboden lassen ahnen, dass wilde Elephanten nachts die Strasse gekreuzt. Unser hochräderiger, sehr schwankender Wagen erreicht bald das Dorf Mihintale, das aus wenigen Hütten und dem sogenannten „resthouse“ besteht. Die Eingeborenen stehen da wie verscheuchte Jungle-Hühner; scheu und gedrückt blicken sie den „Weissen“ nach und die

braunen, schwarzlockigen Kinder flüchten sich schreiend hinter die Muttter. Welch entsetzliche Einsamkeit umgibt diese Menschen mitten im Urwald! Es lässt sich leicht sagen, sie wissen nichts anderes! Wer weiss es, ob diese fragende, unbeschreibliche Sehnsucht, die in ihren Augen liegt, nicht gerade daher rührt! Hier, in dieser Einöde sind der Entsagung und Anspruchslosigkeit, die ihre Religion von ihnen verlangt, keine grossen Hindernisse in den Weg gelegt; ob aber der Singhalese, der in einer Hafenstadt lebt, auch zu solch absoluter Verneinung des Lebens und seiner Freuden gelangen kann?

Der Urwald ist nur durch die Strasse getrennt, an welcher die Lehmhütten stehen. Smaragdgrüne Bananen, hohe Kokospalmen und schlanke Arekapalmen, zusammen mit allen kleinen und grossen Nutzpflanzen, kennzeichnen schon von weitem jedes Dorf. Mitten im Urwald leben diese Menschen, wo nachts der Schrei des Schakals und das Brummen des schwarzen Bären ertönen, wo hässliches Röhren und das grause Knacken von niedergetretenen Bäumen das Dasein von Elchen und Elephanten verraten.

An einer Biegung des Weges stehen wir plötzlich vor zwei prächtigen Kokospalmen, welche auf beiden Seiten einer Treppe stehen, die uns mit ihren 1840 Stufen auf den 350 m. hohen Mihintalefelsen hinaufführen sollen. So viel Stufen und schon beginnt es

über die Stirne zu rieseln, Tropfen um Tropfen; wie soll das noch werden? Die schräg stehenden, verschobenen Granitplatten sind schmal und schlüpfrig und die Hand des Führers ist immer bereit den Stolpernden zu stützen — wenn er den Mut hätte den „Weissen“ zu berühren. Links und rechts ist eine Wildnis von niederem Jungle, in welchem es oft verdächtig raschelt; wer weiss, vielleicht ist es eine grüne Rieseneidechse, ein halbmeterlanger Tausendfüssler oder gar eine Schlange!

Gleich nach der ersten Treppenflucht stossen wir auf eine Pokuna, auf eine lange Granitbadewanne und auf Bruchteile eines Aquaeduktes; die zerfallenen Bogen liegen in einer üppigen Wildnis von grünem Moos und blühenden Gebüschen. Nachdem wir endlich die letzte Treppe überschritten, gelangen wir in einen prächtigen Hain, in welchem einst König Tissa und Asoka's Sohn Mahinda zusammengetroffen. Diese Zusammenkunft bildete den Grundstein zum Glücke eines armen, geplagten Volkes, dem der Priester mit der neuen Religion die Erlösung brachte.

Buddha, der einstige Königssohn, verliess Reichtum und Wohlleben, um in der Einsamkeit den Frieden der Seele zu suchen. Er legte das Gelübde der Armut ab und suchte in stillem Gedankenleben nach neuen Religionsgesetzen, um ein niedergedrücktes, scheues Volk von der grausamen Askese und dem em-

pörenden Kastensystem zu erlösen und zu einem glücklichen Leben zu führen. Als Gautama durch sein selbstloses, alles weltliche nichtig erachtende Leben, endlich Buddha „Erleuchteter“ geworden, lehrte er seinen Mitmenschen Wohlwollen, Barmherzigkeit und Mitleid für Mensch und Tier. Er vermochte es den quälenden Kastengeist zu brechen und an seiner Stelle die Gleichberechtigung einzuführen. Diese neue Lehre war wie ein leuchtendes Morgenrot für die armen Eingeborenen und es war kein Wunder, dass Buddha's Anhänger von Tausenden zu Millionen anwuchsen und die neue Religion des Friedens und des Mitleids mit Freuden ergriffen. Diese neue Religion war es, welche der Priester Mahinda nach Ceylon brachte; von seinem Zusammentreffen mit König Tissa erzählt die Ceylonchronik, kurz zusammengefasst, folgendes: König Tissa hatte seinem Freunde König Asoka (d. i. kummerlos) prächtige Geschenke nach Indien gesandt. Asoka, Piyadassi, der Liebevolle, wollte die Freundlichkeit erwidern und sandte ihm, als sein wertvollstes Geschenk, die neue Religion durch Mahinda nach Anuradhapura. Des Königs eigener Sohn sollte als Priester, Tissa und sein Volk zum Buddhismus bekehren.

Während das Singhalesenvolk eines Tages ein prächtiges Wasserfest auf den Tanks feierte, zog König Tissa mit seinem Gefolge auf die Jagd. Der Fährte eines Elchen nachgehend, gelangte der König allein auf

einen hohen Felsen. Plötzlich verschwand der Elch und vor dem erstaunten König stand ein Mann in gelbem Gewande. Mahinda hatte Tissa hier erwartet und erzählte nun dem Könige, dass er, Asoka's Sohn, als Abgesandter gekommen sei, ihm und seinem Volke die zur inneren Erleuchtung führende Religion zu überbringen. Der Singhalesenkönig war innig beglückt über das Heil, das ihm und seinen Untertanen widerfahren sollte und nahm Mahinda und seine Begleiter mit Freuden auf. Der Priester aber wollte in Mihintale in Einsamkeit leben und begehrte nicht dem König nach Anuradhapura zu folgen. König Tissa war sofort bereit, ihm einen Tempel bauen zu lassen, welchem er später ein Kloster, Pansalas, folgen liess, das hunderte von Mönchen beherbergen konnte. Dies geschah im Jahre 307 v. Chr. König Tissa hatte begonnen und andere Könige fuhren weiter den Mihintale-Felsen mit Altären, Tempelhallen, Säulen und Dâgobas auszuschmücken.

Aus der grünen Wildnis des Felsens ragen überall Bruchteile solcher Opfergaben und Ruinen des einstigen Klosters und seinen Nebengebäuden hervor. So treffen wir auf eines der schönsten Freibäder, welches zirka 45 m. lang und 7—8 m. breit, aus einem überhängenden Felsen ausgehauen ist. Während auf der einen Seite die mit grünen Ranken behangene Felswand weit vorstehend ein Schutzdach bildet, führen

auf der offenen Seite einige Stufen in das Wasser hinunter, in welchem wahrscheinlich die rituellen Waschungen vorgenommen werden mussten. Die Naga Pokuna, das Schlangenbad, führt seinen Namen mit Recht. Gleich fünf Karyathiden, scheinen fünf riesige Schlangenleiber den überhängenden Felsen zu tragen.

Diese durch das Altertum schwarz gewordenen Reliefs wirken geradezu überwältigend. Die Cobra di capello mit den haubenförmig ausgespannten Halsmuskeln, ist in ihrer Kampfstellung täuschend nachgemacht und man glaubt beinahe das tückische Gleissen der bösen Augen zu sehen. Der schuppige Schlangenleib windet sich aus dem mit grünen Algen bedeckten Wasser wie eine wunderschöne Säule. Wohl mochte zu jener Zeit das Brahmanentum, die Anbetung der Schlangen, im Schwinden gewesen sein; allein die Kunst konnte nicht so rasch von den Schlangenornamenten loskommen.

Wir schreiten weiter durch hohes Gras, über Bruchstücke aller Arten; es sieht aus wie ein Bergsturz: Steine, Granitblöcke, kantige Säulen mit skulptierten Kapitälen, alles überwuchert von Passionsblumen, Clematis und grossen Winden; überspannt von Lianensträngen, auf welchen sich Vögel und Schmetterlinge wiegen. Eine letzte Treppe führt uns endlich zu einem Hain von uralten Mangobäumen und

Kokospalmen, in deren Schatten die Tempelhallen und Dâgobas stehen. Die Dâgoba Ambastâla enthält die Asche Mahinda's, welcher an der Stelle begraben sein wollte, wo er einst mit König Tissa zusammentraf. Ausnahmsweise ist dieser hohe Reliquienschrein ganz aus Granitstein erbaut und umgeben von ungefähr fünfzig kantigen Monolithsäulen, deren Kapitäle Gänse mit dem Lotoszweig im Schnabel zeigen. Plötzlich sind wir von grossen und kleinen Lami, von Priestern und deren Zöglingen umringt. Wir erfahren nun durch unseren Dolmetscher, dass dieser Granitstein Mangostin-Dâgoba genannt wird, da Mahinda selbst einen Mangostinbaum hier gepflanzt, dessen feine Früchte er gerne gegessen.

Auf einer erhöhten Plattform sehen wir weiter eine Säulenhalle vor uns, welche, dachlos, nur von den mächtigen Zweigen des Tempelbaumes überdeckt ist; Bo-tree nennen ihn die Engländer kurzweg, welcher Name vielleicht von Ambo abgeleitet ist. Vor den Säulen steht ein offener, eckiger Glockenturm und dahinter ein grosser Altartisch mit einer Buddhastatue. Der Altar ist dicht mit Blumen belegt; die silbern schimmernden Blüten des ficus religiosa und grosse gelbe und rote Hibiscusblumen liegen kranzförmig nebeneinander und reizende Blumenzusammenstellungen auf Messingtellern schmücken den Altar. Immer aber ist die weisse Lotosblume die Königin, deren goldene

Staubgefässe auf Perlmuttergrunde zu liegen scheinen. Die Tropenhitze tötet die abgebrochenen Blumen so rasch und doch sieht man sie nie welk in den Tempeln; wie von unsichtbarer Hand, werden die welken mit frischen Blumen vertauscht. Anderswo läge der Gedanke nahe, es geschähe um der Fremden willen; aber hier, mitten im Urwald, der so selten von „Weissen" besucht wird?

Unter einem tief niederhängenden Tamarindenzweig steht, an eine Monolithsäule gelehnt, ein alter Priester, im faltenreichen, gelben Gewande; er trägt eine Messingschale mit blauen und rosenfarbenen Lotosblumen und heischt, nur mit den ernsten Augen bittend, eine Opfergabe. Die armen Menschen! Sie legen das Gelübde der Armut ab, leben vereinsamt im Urwalde; Reis, Kokosnüsse, Bananen, Maniok etc. sind ihre Nahrung, wenn Sonne und Regenzeit nicht alles zerstören. Mit dem Bettelsack zieht der Mönch durch die armen Dörfer; er, der ganz arme, bittet um milde Gaben bei den armen Eingeborenen.

Auf der verhältnismässig kleinen, von Felsen umgebenen Terrasse sind im ganzen zwei Tempelhallen, und zwei Dâgobas. Durch eine schmale Felsenspalte hindurch führt ein Weg zu einer niedern Höhle, in welcher Mahinda, der grosse Priester und Bekehrer, auf einem ausgehöhlten Felsenstein seine Lagerstätte hatte; hier war es, wo er über die heiligen Wahrheiten

nachdachte. Einen Trost hatte er in seinem weltabgeschiedenen Wohnorte, die schöne Lage von Mihintale. Zu Füssen der steilen Felswand liegt in uneingeengter, unendlicher Weite der Urwald auf der einen Seite, auf der andern konnte der Priester auf das mächtige Anuradhapura schauen, das sich damals bis nach Mihintale zog.

Auch jetzt sieht man noch die riesigen Dâgobas in der Ferne und die künstlichen Seen und Tanks glitzern in der Sonne; sie erinnern unwillkürlich an die weitsichtigen Singhalesenkönige. Der Staudamm von Kalawewa z. B., 460 v. Chr. von König Dathu Sen erbaut, versorgte allein neben Anuradhapura noch mehr als 100 Dörfer mit Wasser. Nur wer das Klima kennt und die Lage der Döfer im Innern des Landes, ist im Stande die Grösse dieser Wasserwerke zu schätzen.

Anuradhapura liegt schon ziemlich nördlich, fast mitten auf der Insel, welche sich der Palkstrasse zu stark verjüngt; infolge dessen ist vom Mihintalefelsen aus, im Osten und Westen, in langen weissen Streifen der indische Ozean zu erblicken. Wie lange wird es noch dauern bis die Korrallenbänke zwischen Ceylon und Indien überbrückt und der Landweg nach Indien erstellt ist?

Die Hitze begann drückend zu werden; es musste geschieden sein von einer der interessantesten Stellen

der Insel. Lange standen wir noch vor den beiden aufrechstehenden Granitplatten, auf welchen in Tamil und in singhalesischer Sprache, von König Tissa gegebene energische Vorschriften für die buddhistischen Mönche in Mihintale ausgehauen waren. Diese Steinplatten, welche einst von Prof. E. Müller, Bern, dem Sanskritforscher, übersetzt worden waren, sind ein 2,000 Jahre altes Wahrzeichen, dass König Tissa durch Mahinda den Buddhismus in seinem Lande einführen liess. Von hier aus ging der rote Faden, welcher Millionen von Menschen den religiösen Lebenspfad wies.

Die jungen, ernst lächelnden Menschenkinder, die knabenhaften Mönche, schenken uns zum Abschied Apfelsinen, tellergrosse Hibiscus und Lotosblumen. Der alte Priester kommt zögernd näher und übergibt uns eine weisse, rotumrandete Flagge, wie sie früher bei buddhistischen Festen, mit Gebetformeln beschrieben an die Tempel gehängt wurden. Ganz uneigennützig scheint die Gabe nicht zu sein, denn er deutet mehrmals auf den Photographenapparat, zeichnet ein Viereck in der Luft und weist auf sich und seine Zöglinge. Beinahe vergnügt lächelnd stellt sich die ganze Gesellschaft neben eine Treppe und verhält sich regungslos. Auf einem kleinen Fetzen Papier tragen wir in priesterlichen Hieroglyphen die Adresse von Mihintale nach Hause.

Beim Abstieg bemerken wir noch einen kleinen Wasserteich, in welchem kleine Schildkröten wimmeln, übereinander kriechen und ins Wasser zurückkollern. Nun geht es rasch vorbei an Pokuna, Säulen, Steine, Palmen und Jungle, rasch über die Treppen hinunter ins Dorf. Nach drückend heisser Fahrt sind wir froh, unsere erschöpften Lebensgeister in Anuradhapura auszuruhen.

Abschied von Anuradhapura.

Der letzte Tag in der vergrabenen Stadt! Die kurze Zeit vor der Abreise noch ausnützend, machen wir noch einen kleinen Rundgang bei den nächstliegenden Zeugen vergangener Pracht und Grösse vorbei; immer wieder freut man sich an der Schönheit dieser kantigen, sich nach oben ausbreitenden Granitpfeiler, deren Kapitäle mit Schnecken-, Cobra- und Lotosornamenten, mit phantastischen Tieren, Masken und Dwarpals, Glücksgötter geschmückt sind. Wir betrachten lange ein wunderschönes Freibad, Arabats Pokuna oder das Bad der Heiligen. Der Boden des grossen Bades ist vollständig mit Steinplatten belegt; eine breite Granitplatte führt zum äusseren Bad hinunter, während ein kleineres Einzelbad durch schöne Granitsockel und Mauern abgetrennt ist und an welches ein Ankleideraum stösst, der sich noch durch Säulen und Treppen kennzeichnet. Die schöne breite Einfassung des Badeplatzes samt Pfeilern, Treppen und Sockeln bilden ein harmonisches Ganzes, das einfach und beinahe schmucklos, nur durch seine schönen Linien stark wirkt. Wären die Bäder des Caracalla in Rom aus weniger sprödem Material erbaut gewesen, so hätten sie, gleich den Granitbädern des Königs Dutthagamini, besser der alles zerstörenden

Zeit widerstehen können. Dieser Gedanke drängt sich Einem unwillkürlich auf, wenn man vor der Kuttam Pokuna steht.

Ehe wir Anuradhapura verlassen, soll auch noch etwas über den Ort selbst gesagt sein, der wie ein Dorf an der Landstrasse liegt und nur wenige Nebenstrassen besitzt, die es zur Stadt stempeln. Anuradhapura, als Hauptstadt der nördlichen Zentralprovinz, hat einen sogenannten „Government's Agent", dessen hübscher Bungalow dem Europäer sofort in die Augen fällt. Wie schon an anderer Stelle bemerkt, hat die vergrabene Stadt eine unruhige Vergangenheit hinter sich. Noch ehe vor 3000 Jahren die, einen Sanskritdialekt sprechenden Aryans in Ceylon auftauchten, lebte hier eine wilde Bevölkerung, Schlangen-, Feuer- und Dämonenanbeter, die Weddas, von welchen nur noch etwa 1000 arme, verstossene und scheue Menschen ein trauriges Dasein führen. Als die aus dem Norden von Indien kommenden Aryans die wunderbare Insel entdeckten, siedelten sie sich an und begannen vor Jahrtausenden mit den vielbewunderten Irrigationen des Landes, welche ihre Nachkommen, die Singhalesen, weiterführten. Diese intelligente, dem Brahmanentum anhängende Menschenrasse erbaute die mächtige Stadt Anuradhapura, welche viel von Malabaren-Invasionen zu leiden hatte, bis die Singhalesenkönige die Residenz verliessen und sie damit dem gänzlichen Zerfall preisgaben.

Im jetzigen Anuradhapura leben Singhalesen und Tamilen, welche meistens noch dem Hinduismus treu geblieben sind; viele dieser Eingeborenen tragen noch das Tilakazeichen auf der Stirne; drei Aschenstriche bedeuten die Brahmanentrinität: Brahma = Erde, der schaffende Geist; Wishnu = Wasser, der erhaltende und Siwa = Feuer, der zerstörende Geist.

Hier, mitten im Herzen Ceylons, findet man die Eingeborenen noch in ihrer ursprünglichen Eigenart. Die jüngeren Tamilen haben die eingeölten Haare hinten herabhängend, während die vordere Hälfte des Kopfes kahl rasiert ist; sie tragen das Haupt frei oder mit einem turbanartig zusammengewundenen bunten Tuch bedeckt. Der Oberkörper der Männer ist meist unbedeckt, die Hüften umschlingt ein farbiger Saron. Diese Tücher stammen meistens aus Europa und sind deshalb nicht so schön, wie diejenigen, welche von der Gersteninsel Java stammen und auf sehr eigentümliche Weise hergestellt werden. Ist die Zeichnung auf dem groben, handgewebten Stoff angedeutet, so werden z. B. bei einem Blumenmuster erst alle Blumen sorgfältig mit Wachs überdeckt, welche nicht die grüne Farbe der Blätter annehmen sollen usw. Das flüssige Wachs wird mit einem ganz kleinen Kupferkännchen mit langem Ausgussrohr über die zu deckenden Ornamente gegossen und später, wenn jede Zeichnung in Farbe getränkt war, wieder abgekratzt. Es ist dies

eine sehr lange Prozedur, welche für feine Saron oft 5--6 Monate erfordert und den Preis auf 15—60 holländische Gulden anwachsen lässt. Diese Art Tücher sind sehr schön, lassen aber die grosse und mühsame Arbeit kaum ahnen.

In Anuradhapura hat man volle Gelegenheit den schönen Menschenschlag zu bewundern, sowohl die schlanken, etwas muskelschwachen Singhalesen, als die kleineren, aber stärkeren Tamilen. Die Singhalesen sind ernsthafte, indolente, aber kluge Menschen, von welchen Knox sagt: „Man nehme einen Singhalesen vom Pfluge weg, wasche ihn rein und er ist fähig, ein Königreich zu regieren.“ Trotzdem sie Buddhisten sind, ist der Kastengeist noch von grosser Bedeutung bei ihnen, sodass z. B. selbst der halbrunde, wie ein Krönchen oben auf dem Kopf getragene Haarkamm der Männer, der Kaste entsprechen muss. Während Singhalesen unter sich frohmütig lachen und scherzen können, sind die Tamilen ein ernsterer Menschenschlag. Als Coolies sehr beliebt, weil sie stark und gute Ackerbauer sind, finden sie, trotz der ihnen nachgesagten Unzuverlässigkeit, immer Anstellungen auf den Pflanzungen.

Vor den Hütten und Verkaufsbuden, den Strassen entlang, stehen, sitzen, liegen und kauern die Eingeborenen, als ob sie die ganze Welt nichts anginge und sie weder Freude noch Leid kennen würden. Trägheit und Sorglosigkeit entspringen natürlich auch teil-

weise dem Tropenklima; jeder lebt sein eigenes Leben fertig, ohne sich viel um die Nachkommen zu sorgen. Von einem regen Handel bei den Verkaufsbuden kann hier nicht die Rede sein, die Frauen holen ruhig ihren Reis in schönen Messingschüsseln, kaufen Bananen, Mango, Kokosnüsse, die Männer trinken Kurumba, das durststillende Wasser der unreifen Kokosnuss oder haben mit dem Schneider zu reden, der auf der Strasse mit der Maschine an einem Saron näht. Wenn aber die Eingeborenen in Eifer geraten, dann hageln die Worte mit unheimlicher Geschwindigkeit herunter und es tönt, als ob sie zu allen Konsonanten nur den einen Vokal „a“ in ihrer Sprache hätten, was derselben einen merkwürdig harten Klang gibt.

Trotz allen unheimlichen Gerüchen, unter welchen das unangenehm riechende Kokosnussöl immer vorherrscht, muss man doch eine Verkaufsbude betreten. Im engsten Raume liegen allerlei Bedarfsartikel der Eingeborenen neben einander aufgestapelt. Prächtige Messingkrüge und Milchtöpfe in antiken Formen; gravierte Reisschüsseln und Stehlampen, wie wir sie schon in den Tempeln gesehen, mit dem schraubenartig gewundenen Fuss und dem offenen Oelbehälter, welche Gegenstände alle im Gewicht gekauft werden. In der Lehmhütte nebenan wird Reis gekocht, der beissende, bläuliche Holzrauch zieht über Berge von Bananen, Eierkürbissen und allerlei Gemüse, durch das mit

Palmblättern bedeckte Dach. In einer kleinen, vom Rauche braungebeizten Hütte finden wir prächtigen alten Singhalesenschmuck. Wunderschöne Haarpfeile, welche in durchbrochenem, silbernem Blumengewinde, schöne sogenannte Ceylondiamanten, weissgebrannte Zirkone zeigen. Erhaben dekorierte Silberreife, alte Messer und ein Schwert, das vielleicht von portugiesischen Invasionen hier geblieben sein mag. Der Griff ist fein geschnitzt und mit Silber eingelegt. Einen alten, patinierten „Stylus", den spindelförmigen Stichel, mit welchem auf die Olablätter geschrieben wird, den antiken Schmuck und das Schwert nehmen wir mit uns. Hier hat man wenigstens noch Gelegenheit, ohne Zwischenhändler zu kaufen; aber an ein Handeln, wie es in Oberägypten und Italien angebracht ist, kann man hier nicht denken. Versucht man es nur ganz bescheiden, so dreht sich der Eingeborene ganz einfach um; ohne ein Wort zu sagen legt er den in Frage stehenden Gegenstand wieder hin. Es hätte auch wenig genützt, etwas zu sagen, wir verstanden ja doch kein Wort und der ganze Handel wurde mit Zeichensprache geführt.

Auch in Anuradhapura sind die fensterlosen Hütten aus Bambusgestellen und Lehm erbaut und sind die Dächer mit ganzen Palmblättern oder mit Palmgeflecht bedeckt. Als Türe dient ein loses Brett, das nur nachts vorgeschoben wird. Im Inneren sind nur die Palmenmatten am Boden zu sehen und eine rauchge-

schwärzte Ecke mit dem offenen Feuer; an den Wänden hängen Bananenbüschel, Pfefferschoten, Maniokwurzeln, Kokosnüsse und einige Bündel Kleider. Einige Messingkrüge, Schalen und Kochlöffel aus Kokosnusschalen bilden die ganze Küchenbatterie. Die Tamilenfrau kocht mit Ruhe und viel Zeitverbrauch das beliebte, tägliche Curry and rice Gericht, das so viele Zutaten an Körnern, Kräutern und Schoten nötig hat, bis es brennend und beissend genug ist. Vergisst die Frau eine der gewohnten Zutaten, so rügt es der Mann; bekommt sie jedoch unversehends eine klatschende Ohrfeige, so weiss sie ohne weiteres, dass sie das Salz vergessen, dessen Namen die Tamilen nicht aussprechen dürfen, ohne aus ihrer Kaste zu fallen. Der nämlichen Strafe verfallen sie, wenn sie Salzwasser überschreiten. Die Frau darf auch niemals den Namen ihres Mannes aussprechen; wird sie danach gefragt, so gibt sie allerlei ausweichende Antworten. Sieht sich ein Tamile gezwungen, einen Schwur zu leisten, so legt er dabei seine Hand über ein Ei oder über einen Topf Milch und glaubt er nicht, was ein anderer ihm sagt, so zupft er sich selbst am Ohrläppchen, indem er den Kopf auf die Seite neigt. Auffallend ist es auch, dass diese Menschen beim Gähnen die Hand vor den Mund halten, was jedoch nicht aus Anstand geschieht, sondern um das Eindringen von bösen Dämönen zu verhindern, welche merkwürdigerweise meist weiblichen Geschlechtes sind. Während in unseren

Dörfern abends Männer und Frauen schwatzend und scherzend beieinander stehen, sieht man die ernsten Eingeborenen hier selten fröhlich; man hört kein heiteres Lachen, kein Pfeifen oder Singen, sie gehen und stehen umher, als ob beständig ein gewaltiger Druck auf ihnen läge. Nur die reizenden braunen Kinder sind fröhlich und springen mit glänzenden Braunaugen und fliegenden schwarzen Ringellocken kreischend auf der Strasse herum. Ausgelassen bis zum Exzess sind die Tamilen dagegen bei ihren religiösen Festen. Sie wollen ihre guten und bösen Dämonen erst mit Spiel und Tanz in gute Laune bringen, ehe sie ihre Bitten vortragen; was sie denn auch unter dem Einfluss von Palmwein wie rasend besorgen.

Vor der Bude des Silberschmiedes stehen junge Tamilinnen, welche ihre Silberrupien in Schmucksachen umgegossen haben möchten. Die Tamilin trägt gewöhnlich drei Paar Ohrringe, von welchen das grösste Paar in den mit Baumwolle und Bleiringen bis zu zwei Zentimetern ausgeweiteten Ohrläppchen hängen; ein weiteres Paar in der Mitte und das dritte oben an der Ohrmuschel. Die Eingeborenen lieben den Schmuck so sehr, dass sie für die nötigsten Bedarfsmittel meist Schulden machen oder beim Pflanzer Vorschüsse verlangen, um das verdiente Geld dem Silberschmied bringen zu können; sie lieben es auch, Gold einzuwechseln, um sich Tumbumani, Kettenanhänger aus

Gold und Korallen machen zu lassen. Ihre Finger sind voller Ringe, Hals, Arme und Fussgelenke schmücken Silberreifen, an welchen oft Geldmünzen und Korallen hängen. Kleine Kinder, welche noch von den Müttern rittlings auf den Hüften getragen werden, tragen schon Ohrringe, Armreife und Korallenketten um das runde Reisbäuchlein, über welches die bunten Glasperlen herunter hängen.

Ein ganz ungewohnter Anblick sind katholische Schwestern mit ihren braunen Novizen, welche wir vor einem Fieberspital spazieren sehen. Die armen, bedauernswerten Mädchen sehen namenlos unfroh, beinahe stumpfsinnig traurig aus in ihren schwarzen Gewändern und schwarzen Schleiern. In diesem drückend heissen Klima, wo alles von Kopf bis zu Fuss weiss gekleidet geht, um die sengenden Sonnenstrahlen etwas abzuhalten, müssen diese unglücklichen Bekehrten in schwarzen Schleiern und schwarzen Hauben gehen. Würde ein einfaches Kreuz nicht die Christin genügend erkennen lassen?

Dr. Führer sagt: „Das Singhalesenvolk ist weder schlecht noch heidnisch; es ist eine der edelsten Rassen der Menschheit und seine Religion ist die eines unverfälschten Buddhismus, wie ihn Buddha gelehrt.“ Wer den Buddhismus nur einigermassen kennt, frägt sich: „Müssen sie bekehrt sein?“

Erst bedauert man diese Menschen, welche nichts von sonniger, schöner Lebensfreude kennen und schliess-

lich beneidet man sie; denn ihnen sind Enttäuschungen und alle grösseren und kleineren Bitterkeiten des Lebens unbekannt; kommen sie zum Sterben, so hinterlassen sie nichts, das zu verlassen ihnen leid tun müsste.

Aber uns tut es leid, Anuradhapura verlassen zu müssen; wir freuen uns aber, es noch zu einer Zeit gesehen zu haben, da Land und Leute noch ihre ursprünglichen Eigentümlichkeiten zeigten.

Langgezogene, tiefrote Streifen liegen über den dunkeln Bäumen; beinahe gespensterhaft recken die grossen Kaktuspalmen die rundgebogenen, stachlichen Arme in die Luft, gleich Riesenleuchtern der Natur.

Am andern Morgen fahren wir dem Bahnhof zu; wir nehmen noch einen hübschen Abschiedsblick mit uns. In einem dicht von Tamarindenästen überschatteten Teiche nehmen Eingeborene das vorgeschriebene Morgenbad. Die kleinen, braunen Kerlchen patschen lachend und kreischend im Wasser herum; mit ruhigem Ernst stehen die bronzefarbenen Alten in ihren Saron und Sili, waschen und kämmen sich die öligen Haare und reiben sich die Zähne mit weichen Holzstäbchen. Letztere Prozedur wird nicht viel nützen, da das Bethelkauen ihnen jedenfalls sofort nachher die Zähne wieder rot färbt. Mit beinahe klassischer Ruhe nehmen die Frauen, im Wasser stehend, das trockene Gewand über sich, während sie das nasse Tuch unten ausziehen. Die klare Sonne scheint über den mächti-

gen Bäumen und setzt goldene Lichter auf das bewegte Wasser. Am Ufer neigen sich Palmenwedel im leichten Morgenwind und die zerfransten Bananenblätter rascheln leise neben dem feinblättrigen Bambus, der seine Riesengräser trauerweidenartig über den Wasserspiegel hängt. Hochstelzige Mangroven zeigen ihre bodenbildenden Wurzelbüschel, die sich nach unten fast so weit ausdehnen, wie die Laubkrone nach oben. Regentropfen glitzern noch im hohen Managras und die metallgrünen Euphorbien heben die steifen Arme zum Himmel empor. In den Gebüschen leuchten rote Malven und die Flammenakazien tragen feuerrote Blütentrauben, wie umgekehrt brennende Fackeln.

Lebe wohl, Anuradhapura, du interessante Königsstadt. Glutheiss brennt über dir die Tropensonne, aber du bist wunderbar geheimnisvoll umwoben von 2000-jährigen Ereignissen und Sagen. Aus Erde und Sand erstehst du neu und erzählst von vergangener, märchenhafter Pracht.

Bei einem Bahnübergang müssen wir lange warten; die Strecke wird mit neuen Schwellen belegt, für welche der Urwald das Teakholz — Iron wood — liefert, das in der Tat ausschaut, wie mit leichter Rostdecke beschlagenes Eisen. Die englischen Ingenieure laufen umher und jagen die braunen Arbeiter auf die offenen Wagen; wie Affen klettern sie hinauf und wer zu spät kommt, hängt sich an den letzten Wagen oder schwingt

sich direkt auf die Lokomotive; ein angenehmer Sommeraufenthalt bei 80 ° F.

Am Bahnhof nehmen wir Abschied von unserem ausgedörrten Kutschermännchen, das uns so gut durch den Urwald geführt und von dem jungen zuvorkommenden Cooly, der uns bis zuletzt mit Blumen versorgte.

Nun noch ein letzter Blick über den Isurumuniyatempel und die Ruanweli Dâgoba und dann entgleitet unseren Augen langsam das weite Feld, auf welchem Anuradhapura liegt. Ein letztes Aufblitzen der Wassertanks und dann führt uns die Bahn an niederem Jungle und Reisfeldern vorbei in den Schatten des Urwaldes hinein. Wir dachten, in ununterbrochener Fahrt nach Kandy fahren zu können, leider mussten wir aber die glutheissen Mittagsstunden in einem Neste, Polgahawela, zubringen, da unser Zug keinen Anschluss, und ein bestellter Wagen uns im Stich gelassen hatte.

Polgahawela. Kandy. Opalgalla.

Anstatt in einem offenen Wagen die schöne Strecke nach Kandy fahren zu können, sassen wir in dem glutheissen Polgahawela fest. Wir versuchten einen kleinen Gang durch das Dorf zu machen, doch brachten wir es nicht weit; wir begnügten uns, das hübsche Panorama anzuschauen. Hinter den grossen Kokospalmwäldern erhoben sich verschiedene Bergketten, von welchen einzelne Berge Tiernamen führten. Elch, Ziege, Krokodil, Schildkröte waren vertreten; ein isoliert stehender Bergrücken zeigte ziemlich deutlich die Umrisse eines liegenden Elephanten.

In dem luftig gebauten Stationsgebäude erwarteten wir, beinahe in buddhistischer Ergebenheit, den Eisenbahnzug, der endlich langsam herankroch und uns in seine wohlgewärmten Wagen aufnahm.

Die grosse Steigung von hier nach Kandy bot die abwechslungsreichen Bilder einer Bergbahn. Wir fuhren um bewaldete Felsen herum, welchen prächtige Kokospalmwälder folgten. Während einzelne Palmen noch dicht mit den schweren Früchten beladen waren, lag die Ernte von anderen schon unten am Boden ausgebreitet.

Je höher die Bahn ansteigt, je grüner und frischer ist die Umgebung; hellgrüne Reisfelder wechseln ab

mit Tee- und Kakaopflanzungen. Die Luft wird immer angenehmer, als wir, am Peradeniyagarten vorbei, endlich unter den prächtigen Tamarinden von Kandy einfahren.

Wir machten Kandy selbst nur einen kurzen Besuch, stöberten in allen Winkeln der Singhalesenbuden nach originellen Landesprodukten, bis wir erschöpft dem Bahnhof zufuhren und uns freuten, wieder dem kühlen Opalgalla entgegen zu gehen. Am Bahnhof von Kandy herrscht immer buntes Leben. Wir beobachteten zwei reiche Singhalesinnen, welche mit ihrem kostbaren Schmuck schon Aufsehen erregen konnten. Die Frauen trugen zum weissen Silo, rosenfarbene, spitzenbesetzte Jäckchen. In den blauschwarzen Haaren steckten prächtige Haarpfeile, welche die Form eines durchbrochenen Silberblattes hatten und reich mit Edelsteinen besetzt waren. Mehrere aneinander gereihte Goldkugeln hingen in den Ohren und um den Hals schlangen sich vier bis fünf verschiedene Ketten, wie man solche schon auf alten, singhalesischen Fresken sieht. Die Arme beider Frauen waren mit antiken Gold- und Silberreifen geschmückt. Eine Ajah schaukelte das Singhalesenbaby, das ebenfalls schon Halsketten, Armbänder und Ohrringe trug. Den reichgeschmückten Frauen folgte ein trauriger Zug! Ein Transport Gefangener wurde weiterbefördert. Die armen Menschen waren an einander gekettet und stiegen stumpfsinnig vor sich her blickend, mit ihren Bündeln

in die Eisenbahn. Mit grossem Behagen liessen wir Kandy hinter uns, welches, trotz seiner Eigenschaft als „Sommerfrische“, doch noch viel wärmer war, als das herrliche Opalgalla in den Bergen.

Wir blieben auf der Endstation der Bahn, in Matalé, über Mittag, um uns die kleine Budenstadt etwas genauer anzusehen.

Matalé liegt 400 m. hoch und ist Hauptplatz dieses Distriktes, der die höchst gelegenen Tee- und Kakaopflanzungen umfasst. Es heisst, die hochgelegenen Teepflanzungen seien vielleicht etwas weniger ertragsfähig, dafür aber werde das Aroma des Tees als feiner und kräftiger anerkannt, so dass die Teesorten des Flachlandes gerne mit denselben der Berge gemischt werden.

Die fast endlose Bazarstrasse von Matalé zieht sich längs eines schön bewaldeten Bergrückens hin, auf welchem prächtige „Raintrees“ wachsen. Diese sogenannten Regenbäume haben die Eigenschaft, ihre Blätter nachts dütenförmig zu schliessen und darin Tau und Feuchtigkeit anzusammeln. Oeffnen die Blätter sich am Morgen, so fällt ein ganzer Regenschauer über ihre Umgebung.

Im schönen „resthouse“ von Matalé treffen sich oft Besitzer und Verwalter der verschiedenen Pflanzungen, welche hier Einkäufe machen und sich wohl freuen, dann und wann unter „Weissen“ einige vergnügte Stunden zu-

bringen zu können. Wir gehen den Hütten und Häusern entlang, und finden dasselbe Bild wie in Kandy etc. Hämmernde Kesselflicker, schabende Barbiere; Metallschmiede, welche an schönen Messingtellern arbeiten; Töpfer, die originell geformte Krüge formen und bemalen und Silberschmiede, mit der Anfertigung von Schmucksachen beschäftigt. Hier schnitzt einer an feinen Elfenbeinschatullen und da sitzt ein Kammacher am offenen Feuer. Es liegt ein Häuflein Schildkrötenschalen vor ihm, welche er nach und nach einschmilzt, um helle, dunkle, einfache und goldbelegte Haarkämme, je nach der Bestimmung der Kaste, anzufertigen.

Recht gemütlich haben es die Schneider; sie sitzen mit der Nähmaschine vor ihrer Hütte und nähen emsig ihre Saron zusammen. Es will uns scheinen, als ob die eingeborenen Weiber dagegen nicht nähen können; da ihre eigenen Umhüllungen aus einem langen Stück Tuch bestehen, so brauchen sie es auch nicht zu lernen.

Am hübschesten sind immer die Gemüse- und Fruchtbuden, weil jedes einzelne Produkt in grossen Mengen ausgestellt ist. An der Decke der Hütte hängen riesige Bananenbüschel mit Frucht und Blüte, gerippte, kopfgrosse Brotfrüchte und Palmblattbündel mit gekochtem Reis; auf Kisten liegen kleine, rote Pfefferschoten, welche einem im Reisgericht das Wasser in die Augen treiben; Gurken, Melonen, Kokosnüsse, Papayafrüchte, grasgrüne Apfelsinen, gelbe Ananas und schöne, korallen-

rote Rambatans mit den grünen, weichen Stacheln. Vieles wäre noch zu sagen; von dem merkwürdigen Apfel, der einen einzelnen Kern inmitten des Fleisches und einen zweiten, ausgezeichnet schmeckenden, in harter Schale obenauf sitzen hat, wie eine gekrümmte Mandel; oder von der übelriechenden aber wohlschmeckenden Durianfrucht (Durio zibethinus), die man in den Hotels wegen ihrem entsetzlichen Geruch nicht essen darf.

In einer Seitenstrasse blicken wir neugierig in eine offene Hütte hinein, in welcher Dr. Faust von Matalé wohnt, der vielbegehrte „Astrologer", der für jede wichtige Handlung im Leben der Eingeborenen gute Ratschläge erteilen muss. Der alte Mann mit der grossen Brille auf der Nasenspitze, hält den Kopf tief auf gebleichte Talipotblätter geneigt, auf welche er unter beständigem Murmeln schöne, rundgeformte singhalesische Buchstaben einritzt. Diese Arbeit muss für die Augen sehr anstrengend sein, da der alte Mann während des Schreibens mit dem eisernen Griffel, die Buchstaben mehr fühlt, als sieht, bis sie mit Asche oder Farbe überstrichen sind.

An der Decke der kleinen Bude hängen eine Menge beschriebener Olablätter und weisse, kleine Flaggen, auf welchen buddhistische Gebete geschrieben sind. Auf einer Seite des Schreibenden krächzt ein Rabe und auf der anderen schreit ein grosser, grüner Papagei, welche beide wahrscheinlich den Weg zum Wahrsager

und Zeichendeuter besser weisen, als der grosse Aushängeschild.

Am Ende der langen Budenstrasse stehen hier sogar einige zweistöckige Wohnhäuser mit grösseren Wohnräumen, welche Matalé fast zur Stadt stempeln können. Es wohnen hier auch reiche Singhalesen, welchen man kaum anzusehen vermöchte, dass sie grosse Pflanzungen ihr eigen nennen.

Am schönsten ist jedenfalls das zweistöckige Postgebäude, dessen hohe Loggien auf weissen Säulen ruhen. Auf dem Wege dahin steht ein hübscher, kleiner Hindutempel. Die hohe, weisse Front desselben ist treppenförmig aufgebaut und links und rechts von schönen Arekapalmen umgeben. Die dunkelgrünen Palmenwedel neigen sich über reich ornamentierte Pfeiler, auf welchen Fruchtschalen, von je drei Elephanten gestützt, stehen. Auf einer Seite steht eine Art Glockenturm. So viel versprechend das äussere ist, so öde und kahl ist das Innere des Tempels, in welchem nur ein einzelner Altartisch mit einem weissen Elephanten steht. Bedeutender ist ein mohammedanischer Tempel in der Nähe des Bahnhofes; der innere Raum hat eine, mit schönen Teppichen behangene Gebetsnische, vor welcher ein reichgeschnitzter Thronsessel steht. Die ganze Moschee ist innen und aussen von zahlreichen Bogenlampen beleuchtet.

Im geräumigen, mit einem prächtigen Garten umgebenen Rasthaus war unterdessen der Wagen vorge-

fahren, der uns nach Opalgalla hinauf führen sollte. Ehe wir einstiegen, betrachteten wir noch lange eine hübsch dekorierte Schule und hohe Triumphbogen, welche zu Ehren des „Governments agent“, der die verschiedenen Distrikte besuchte, errichtet waren. Die ganze offene Schule war mit Kränzen, Rosetten und Papierketten geschmückt. Tausende von farbigen Papierrädchen waren in fein empfundener Farbenmischung aneinander gereiht und zu langen Kränzen verarbeitet, um Säulen gewunden und längs der Decke gezogen. Am Dache hingen breite, kunstvoll mit der Schere ausgeschnittene Papierspitzen und riesige farbige Kallablumen. Wüsste man nicht, dass in den blumenreichen Tropen eine abgeschnittene Blume nicht länger als einige Minuten schön bleiben kann, müsste man sich wundern, dass hier Papierdekorationen zur Verwendung kommen. Allerdings darf man dabei nicht an Papierblumen denken, wie sie bei uns zu sehen sind; denn dieser „Relapalama-Schmuck“ ist reizend in seiner Wirkung.

Eine andere schöne Dekoration im grossen Stil wird aus Bambus und getrockneten Palmwedeln hergestellt. In Form von prächtigen Häuserfronten werden aus Bambusstangen und Palmwedeln hohe Triumphbogen errichtet; die domartig gewölbten Palmblätter alsdann noch mit kunstreich verfertigten Blumenarabesken und Ornamenten aus Palmrispen verziert, so dass das Ganze einen wirklich imponierenden Eindruck macht.

Wir fuhren auf dem Heimweg unter mehreren Bogen durch und kamen zufällig auch bei dem Schulgebäude vorüber, in welchem der „Governments agent" den Singhalesen und Tamilen Audienz gab, welche Klagen und Bitten vorzutragen hatten. Wir stiegen schnell aus und erkletterten, trotz dem nahenden Gewitter, eine kleine Anhöhe, auf welcher die Schule stand. Wir fanden den ganzen offenen Raum gedrängt voll von Singhalesen und Tamilen und wagten es nicht vorzudringen. Die weisse Rasse bahnte uns jedoch ungewollt einen Weg. Der „Headman" der Singhalesen liess uns Stühle kommen, so dass wir direkt gegenüber dem „agent" zu sitzen kamen, der, an einem Tische sitzend, ruhig in seiner Arbeit weiter fuhr. Ihm zur Seite standen drei Obmänner in ihrer prächtigen Amtstracht und die beiden Dolmetscher der Singhalesen und Tamilen.

Die Obmänner trugen merkwürdige weisse Beinkleider aus weissem Stoff, welche noch einige Male von durchsichtigem, weissem Stoff umwunden, von einem roten, reich mit Gold gestickten Gürtel gehalten waren. Sehr schön wirkten zu den hellen Beinkleidern bunte, kurzärmelige, goldgestickte Seidenjacken und der weisse, rot umrandete, ebenfalls reich mit Gold bestickte Dreispitz auf den Köpfen. Was aber der schönen Amtstracht den Stempel des Lächerlichen aufdrückte, war ein — europäischer Stehkragen.

Die Eingeborenen standen alle so still und bescheiden da und brachten ruhig ihre Anliegen vor. Eben trat ein alter Mann mit weissem Bart vor; er stand so scheu und unbeholfen in der Mitte der Anderen und schaute sich rechts und links um, ob er auch an niemand stosse. Es sah wirklich aus, als ob er aus der Kaste der Aermsten, als ob er ein Rhodia (Rhodia bedeutet Schmutz) wäre, welche in früheren Zeiten nirgends geduldet, wie Aussätzige, weit von allen Hütten entfernt wohnen und ein trauriges Dasein führen mussten. Der alte Mann schien aber noch die bösen Zeiten der Unterdrückung durchgemacht zu haben; denn er fuhr zusammen, wie auf einem Unrecht ertappt, als er mit einem seiner mageren, dürren Arme seinen Nachbar berührte. Der Bedauernswerte, nur mit einem Hüftentuch bekleidete Mann, stand so namenlos traurig und hülflos da; der weisse Bart hing tief über die Brust und unter den buschigen Augenbrauen schauten seine Augen halb entsetzt auch auf uns. Der „agent" mochte fühlen, dass sich der Tamile scheue, vor uns zu sprechen, weshalb er uns höflich ersuchte, uns zurück zu ziehen. Hoffentlich hat er auch dem Aermsten geholfen.

Unter Donner und Blitz und reichlichem Tropenregen fuhren wir in die Berge hinauf. Das kleine Pferd zog uns wacker in die Höhe, so dass wir bald wohlbehalten im traulichen Bungalow ankamen, von den beiden Freunden auf's herzlichste empfangen.

Wir genossen noch herrliche Tage in Opalgalla, obschon jeder Spaziergang von Abschiedsstimmung umweht war. Das bemühende „zum letzten Mal“ und das traurige „nie mehr“ warf seine Schatten.

An einem der letzten Tage wurde uns noch ein sehr eigenartiges Schauspiel zu Teil. Es wurde auf der Pflanzung zu Ehren eines Hindugottes ein Fest gefeiert. Bald nach Sonnenuntergang schlugen die Tamilen den Tam-Tam und liefen mit brennenden Fackeln unter den Bäumen herum, bis zur Hütte ihres Priesters. Die langgezogenen Schatten der hohen Palmen und Bananen verschlangen sich mit dem blauen Rauch des Sandelholzes und die dunkelroten Flammen stiegen zu den prächtig gefärbten Abendwolken hinauf. Die Coolies hatten sich die Gesichter mit Farbe überschmiert, so dass sie aussahen, als trügen sie schauerliche Masken, und tanzten in wilden Sprüngen um das Feuer herum.

Die Hindu sind sehr schlau; sie wissen ganz genau, dass sie ihre Götter vor allem in gute Laune versetzen müssen, wenn sie etwas von ihnen erlangen wollen. Da ihre Götter den Tanz lieben, so werden sie fröhlich gestimmt durch dieses wütende Tanzen und Springen, das oft tagelang dauert. Der Pflanzer ist an solchen Tagen ziemlich machtlos und muss den Dingen ihren Lauf lassen. Die Coolies kommen schon wieder zur Arbeit, wenn sie ihren Palmweinrausch ausgeschlafen haben.

So ruhig der Tamile im gewöhnlichen ist, so wild und ausgelassen wird er in seiner religiösen Extase.

Die Tänzer näherten sich dem Bungalow; ein Cooly hatte den „Master“ anfragen lassen, ob der Festzug am Bungalow vorbeiziehen dürfe. Der „Master“ hätte gern verneinend geantwortet; allein er war so freundlich sich unsern Bitten zu fügen. Solch' originelle Aufzüge sieht man nicht alle Tage und derselbe zog denn auch bei der denkbar eigenartigsten Beleuchtung vorüber. Die gespensterhaften Umrisse der Casuarinen, das rote Feuer der Fackeln, aufsteigender blauer und gelber Rauch, durch welchen die Feuerfliegen herumschwirrten und der letzte helle Schimmer des Abendhimmels, vereinten sich zu wunderbaren Farbentönen.

Die braune Haut der Tamilen, durch die farbigen Sili und Saron noch gehoben, schimmerte wie prächtige Bronze unter der Beleuchtung der flammenden Fackeln.

Den langen Zug eröffneten Frauen und Kinder; letztere schwangen ihre braunen Beinchen umher und tanzten, fortwährend kleine Schellen schwingend, wie wütend um ein Feuer. Ihnen folgten Trommler, von welchen einige die lange, wagrecht getragene Trommel mit dicken, rot gefärbten Schlegeln bearbeiteten; während andere hübsche, kleine, mit farbigen Wollfransen geschmückte Trommeln schlugen, nach deren Takt ein nachfolgender Cooly wie ein Rasender

tanzte, die Arme schlenkerte, herumwirbelte, um sich plötzlich mit beidseitig auseinander gespreitzten Beinen auf den Boden zu werfen.

Im entgegengesetzten Tempo folgten nun in langsamen Schritten zwei Tamilen. Den Kopf steif im Nacken, trugen sie schwere Messingkrüge auf den Köpfen, welche etwa 50 cm. hoch, pyramidenförmig, mit Erde aufgefüllt und dicht mit Blumen bedeckt waren. Einer der Krüge war mit roten Malvenblüten bedeckt, im anderen waren silberweisse Blüten des Tempelbaumes dicht aneinander gereiht. Um den Hals trugen beide 6—8 fache, angereihte Blumenketten derselben weissen Blüte, welche auf der braunen Haut und in der eigentümlichen Beleuchtung sehr schön aussahen. So steif und unbeweglich die beiden Tamilen den Kopf trugen, so lebhaft schwangen sie die Hände, mit grossen Büscheln wohlriechenden Citronellgrases herumfuchtelnd. Um den Lärm des singenden, schreienden, tanzenden Volkes noch zu erhöhen, rannten kleine Knaben mit laut tönenden Schellenhalsbändern umher. Andere Knaben hatten die Aufgabe die feucht und weich gewordenen Trommel- und Tam-Tamfelle mit den Fackeln zu trocknen oder Sandelpulver in eine hübsch geformte Schale zu werfen. Singend und tanzend verschwand der ganze Schwarm hinter den Bäumen; die Fackeln beleuchteten die Umgebung glutrot und die Casuarinen bildeten groteske Schatten auf den Bergrücken.

Nun war der letzte Tag auf Opalgalla herangekommen, sonnig und schön, wie alle vorhergehenden. Nun hiess es also sich alles noch einmal einprägen, um alles Schöne, das sich unsern Augen bot, als unveräusserliches Gut mit nach Hause nehmen zu können und um sich das Erinnerungsparadies auszufüllen „aus welchem wir nicht vertrieben werden können".

Noch einmal zog es uns in die Berge hinauf! Frisch und klar lag die ganze Gegend im Morgensonnenschein und es wanderte sich bei dem leichten Wind, wie auf einer schönen, hohen Weide.

Wir stehen über Opalgalla und schauen hinunter über die grünen Teefelder, über die kupferroten Gipfel der Gummibäume und die Casuarinen, welche den roten Weg beschatten. Wir betrachten das Dach, unter welchem wir so freundlich aufgenommen, so manche schöne Stunde erleben durften! Lebe wohl, du liebes, du schönes Opalgalla!

Auf dem Rückweg zum Bungalow begegnen wir einem Albinos unter den braunen Menschen! Seine Haut ist weiss und braun gefleckt; strohgelbes Haar fällt in dichten Strähnen über seine rötlichen Augen. Selten ist uns ein Mensch von solcher Hässlichkeit vorgekommen.

Gleichsam als sollte uns dieses hässliche Bild verwischt werden, kommt uns eine der besten Teepflückerinnen entgegen. Bewusst oder unbewusst, sieht sie

reizend aus. Die junge Frau hat einen weissen Silo umgeschlungen, in welchem ein breites kirschrotes Band eingewoben ist, welches sich auch dem Oberkörper anschmiegt. Dazu trägt sie ein breites, silbernes Halsband, in welchem frische, dunkle Kleeblüten eingeflochten sind, was ganz wunderhübsch aussieht. Es scheint, dass die Kleeblumen auch unter den Coolies beliebt sind, denn es kam oft vor, dass sie den Bungalow-Gärtner um solche baten.

Während unser Gepäck in den Ochsenkarren schon nach Matalé hinunterfuhr, betrachteten wir den letzten Sonnenuntergang! Verschiedenfarbige Colchis, rotglühende Amaryllis und grosse, weisse Lilien blühten im Gras. Eine mächtige dunkle Araucaria, deren Aeste sich sternförmig ausbreiteten, trägt einen wunderbaren, grünen Mantel, welcher dicht mit den prächtigen blauen Glockenblumen der Thunbergia übersät ist. Lange blaue, rotgelbe, grüne und beinahe kirschrote Wolkenstreifen ziehen am bläulichen Abendhimmel hin; die Berge liegen im blauen Duft und langsam schweben leichte Nebelschleier darüber hin. Wie eine glühende Kugel verschwindet die Sonne hinter dem Hügel. Die Fichten leuchten, wie in Gold getaucht und Bäume, Sträucher, Blumen scheinen von innen heraus zu leuchten. Das warmrote Sonnengold, das noch über den Wäldern liegt, ist von unbeschreiblicher Pracht. Stumm nehmen wir dieses grossartige Abschiedsbild in uns auf.

Am andern Morgen nahmen wir stillen Abschied von den Coolies, die uns stets freundlich bedient hatten. Der „boy“ sitzt in der Küche vor dem ewig brennenden Feuer am Boden; er hält zwischen den Füssen ein Hobelmesser, an welchem er sehr rasch die Gurken zerschneidet. Der Gärtner, der uns so oft, freundlich grinsend, gestohlene Rosen brachte, war eben damit beschäftigt, mit der Hälfte eines Bambusrohres, das Gras mit scharfem Schlag abzumähen. Ist es wirklich wahr, kennt dieses stille Volk keine Anhänglichkeit? Man spricht den Tamilen auch das Gefühl der Dankbarkeit rundweg ab, umso mehr, als sie in ihrer Sprache, gleich den Malayen, überhaupt keinen Ausdruck dafür haben. Die Tamilen können höchstens sagen: „ich gehe um zu kommen“, was ungefähr heissen will, „ich war zufrieden und komme wieder“.

Wasacuti stellte sich auch zum Abschied ein und als der kleine Ramsame, die ausgespreitzten Finger vor das Gesicht haltend, sein „Salam doreisani“ sagte, so sah man in seinen dunkeln Augen doch sekundenlang ein helles Lichtfünklein auftauchen.

Wir hatten während unseres kurzen Aufenthaltes die Eingeborenen nur von der angenehmen Seite gesehen; doch mag der Verkehr mit ihnen nicht immer leicht sein und jedenfalls eine scharf konsequente Behandlung von Seiten des Pflanzers erfordern.

Nachtfahrt nach Colombo.
Die Singhalesenschule.

Zum letztenmal überfuhren wir den brausenden Bergbach von Opalgalla; langsam verschwand das schöne Tal, eine letzte Wendung des Weges und — Opalgalla lag in der Erinnerung. — In Matalé und Kandy hielten wir uns nur kurz auf und fuhren dann in der Abendkühle Colombo zu. Aus kurzer Dämmerung wurde Nacht, eine wunderbare, tropische Mondnacht. Hell und klar leuchtete der Mond über den Palmen, deren Stämme weiss schimmerten, während sich die Fiderblätter prächtig vom Nachthimmel abhoben. Fein und zierlich sahen die Arekapalmen neben den mächtigen Kitulpalmen aus, die ihre prächtigen, breiten Aeste, wie riesiges „Venushaar", über die glänzenden Bananenblätter senkten. Gross und hoch, wie ein Mastbaum, ragte das Herzblatt in seiner Hülle auf.

Hin und wieder zuckt ein Lichtstrahl aus einer Hütte auf rotblühende Malvengebüsche; glänzende Silberstreifen verraten die Nähe von kleinen Bächen und auf den Teichen liegen prächtige Lotosblumen in sil-

bernem Wasser. Es war so wunderbar hell, dass sogar die weissen und rosenfarbenen Blüten zu unterscheiden waren, auf welchen sich Feuerfliegen, gleich wandernden Diamanten, bewegten.

Nahe dem Walde steht eine Hütte, vor welcher ein grosses Feuer auflodert. Das bleiche Mondlicht mischt sich mit den roten Flammen, über welchen die Eingeborenen Palmblätter trocknen; der Rauch zieht wie wehende Schleier in den Wald hinein.

So reiht sich Bild an Bild zu unvergesslichen, märchenhaften Erinnerungen, bis wir Colombo erreichen und zwei Drittel unserer Gesellschaft geweckt werden müssen.

Als wir am andern Morgen in Colombo aufwachten, lag wieder das blaue, weite Meer vor uns und im Hafen wartete der Dampfer „Kleist", der uns in die Heimat zurückführen sollte.

Wir erfreuten uns nochmals an den farbigen Strassenbildern, an Tamarinden und Flammenakazien, an Palmen und Bananen, während einer Fahrt durch die Zimmtgärten, an welchen schöne Villen liegen.

Durch die grosse Liebenswürdigkeit der beliebten Redaktorin einer Berliner Frauenzeitung erhielten wir ein Empfehlungsschreiben an Frau Musäus, welche in Colombo seit 15 Jahren einer Singhalesenschule vorsteht. Mit grossem Mut und kleinen Mitteln hatte sie vor Jahren versucht, jungen Singhalesinnen europäische

Schulbildung beizubringen. Mit was für Unannehmlichkeiten die mutige Frau zu kämpfen hatte, mag allein schon der Umstand beweisen, dass ihr in der Mission eine mächtige Feindin entgegentrat und ihr sogar Drohbriefe in's Haus gesandt wurden. In hochherziger Weise hatte es sich Frau M. zur Pflicht gemacht, die ihr anvertrauten Kinder in deren Religion und in den Sitten und Gebräuchen der Eltern weiter zu erziehen; sie ging soweit, dass sie für ihre Schülerinnen im eigenen Garten einen kleinen buddhistischen Tempel bauen liess, damit die Kinder jederzeit ihrem Bedürfnis nach stiller Einkehr entsprechen konnten.

Frau M. weiss recht gut, dass, wenn diese Kinder zu einem gewissen Bildungsgrad gekommen sind, sie vielleicht das Bedürfnis nach einer Bekehrung in sich aufdämmern fühlen; dann aber sollen sie, als denkende Menschenkinder, aus eigener Ueberzeugung die Religion wechseln und diese ungezwungen, mit Verständnis und Liebe annehmen.

Da wir Frau M. die Grüsse einer Freundin überbrachten, wurden wir auf's herzlichste empfangen und wir hörten mit Interesse ihren Erzählungen zu. Jahrelang hatte Frau M. aus eigenen Mitteln die ganze Schule unterhalten; sie gewann das Vertrauen der singhalesischen Familien, welche ihr immer mehr Schülerinnen zuhielten. Von Jahr zu Jahr musste das Bungalow vergrössert werden und nun ist Frau M. so

weit, dass sie 60—80 Kinder bei sich aufnehmen kann, welche alle in einfachen, luftigen Schlafsälen untergebracht sind. Unter diesen Kindern befinden sich auch arme Waisen aus ärmlichen Dörfern, welche sie nun aufziehen und zu Lehrerinnen ausbilden will, damit sie dereinst imstande sind, in ihren Heimatdörfern weiter zu wirken und den dortigen Kindern ein Lichtlein tieferen Lebensverständnisses aufzustecken. In Anerkennung ihrer Leistungen ist Frau M. endlich auch eine kleine Subvention zugesprochen worden, welche ihr die Anstellung von Hülfslehrern eher gestattet. Mit grosser, inniger Freude spricht sie von zwei Singhalesinnen, die, von ihr aufgezogen, nach dem Examen nun schon als Hülfslehrerinnen bei ihr wirken dürfen.

Die Schulbildung, welche den braunen Kindern hier zuteil wird, macht sie zu selbständig denkenden Menschen und befähigt sie, nach einigen Jahren das englische Lehrerinnenexamen abzulegen.

In diesem Jahre haben schon einige Singhalesinnen dieses Examen mit Erfolg bestanden und, was noch mehr heissen will, einige Schülerinnen wurden in Pali geprüft, in der Sprache, in welcher die heiligen Schriften der Buddhisten geschrieben sind und welche mit Sanskrit nahe verwandt ist. Frau M. darf wohl stolz sein über diesen Erfolg, da ihre Schülerinnen die ersten auf Ceylon sind, die in dieser Sprache geprüft wurden.

Das grosse, zweistöckige Bungalow des Seminars liegt in einem tropisch schönen Garten; Säulenveranden ziehen sich um den ganzen Bau und um die offenen Schulräume. Neben einem grossen Hofe ist das Küchengebäude, in welchem das Essen in Kesseln über offenem Feuer gekocht wird. In der Veranda nebenan sind die langen Speisetische durch einen kleineren Tisch getrennt, an welchem Frau M. mit ihren Hülfslehrerinnen die nämliche fleischlose Kost zu sich nimmt, wie ihre Schülerinnen.

Frau M's. Pflegekinder werden auch im Anfertigen von Kleidern und Wäsche und in den Haushaltungsgeschäften unterrichtet; ebenso machen sie wunderschöne Handarbeiten aus durchbrochenen Linnen und farbige Decken, welche sie nach alten singhalesischen Mustern besticken.

In einer der Veranden sahen wir europäische Schulbänke für die kleineren Zöglinge, da dieselben vom ersten Schuljahre an hier unterrichtet werden. Auf den Wandtafeln standen schöne singhalesische Buchstaben in weichen runden Formen, allerlei Rechnungen und Zeichnungen aus der Pflanzenwelt. Wo wir hinkamen, erblickten wir junge, fröhliche Menschenkinder, welche offenbar mit grosser Liebe an ihrer Beschützerin hängen. Eben wurde ein etwa 7 jähriges Mädchen von einem Cooly abgeholt, der es für die Ferien zu seinen Eltern bringen sollte. Grosse Tropfen fielen aus seinen Augen, als es sich bei der Lehrerin verabschiedete.

Zuletzt führte uns Frau M. noch zu dem kleinen Tempel, der in einfachen Formen, inmitten von Palmen und Zimmtbäumen aufgeführt ist. Im Innern des Raumes steht eine hübsch modellierte Buddhastatue auf dem Altartisch, der mit allerlei Blumen übersät war. Mit frohen Augen zeigte uns Frau M. eine Tafel, welche verkündete, dass die Vorsteherin des Seminars, zur Erinnerung an ihr 15 jähriges Wirken den Tempel erbauen liess. Die Schülerinnen hatten den denkwürdigen Tag mit allerlei freundlichen Aufmerksamkeiten zu verschöneren gewusst. Die älteren Mädchen hatten sogar in singhalesischen Versen die Lebensgeschichte ihrer Lehrerin erzählt und in Musik gesetzt. Wir freuten uns sehr, das kleine Werk von den jungen, frischen Stimmen zu hören; der Gesang klang wie ein alter Kanon, in getragener, sympathischer Weise.

Nach dem Tiffin las uns Frau M. einige Kapitel aus einer Arbeit, an welcher sie in den wenigen Mussestunden schreibt. Sie hatte sich vorgenommen, den Ursprung und das Anwachsen des Buddhismus auf Ceylon in gefälliger, poetischer Weise für die Schuljugend zu bearbeiten. Ihr höchster Wunsch geht nun dahin, die englische Regierung möchte das kleine Buch für den Schulgebrauch erwerben und ihr auf diese Weise eine neue Einnahmsquelle für ihr Institut eröffnen. Gerne hätten wir noch lange den interessanten Erzählungen zugelauscht, aber die Zeit drängte. Wir nahmen herz-

lichen Abschied von Frau M. und sprachen gegenseitig die Hoffnung aus, uns hier oder dort einst wieder zu treffen.

Im Rickshaw fuhren wir zum G. O. H. zurück; all' die bunten Bilder glitten zum letztenmal an unseren Augen vorbei. Wir sahen den grossen Hindutempel in schöner Beleuchtung. Vor den drei, vielfach mit Säulen geschmückten Portalen, standen gruppenweise eine Menge Tamilen. Die prachtvolle, langgezogene Front leuchtete in hellen Farben; Nischen und Kuppeln, alle mit Tieren geschmückt oder von menschlichen Figuren gestützt, zeigten ein krauses Durcheinander von Ornamenten aller Arten.

Im Hotel trafen wir mit unserem Freund zusammen und nun plauderten wir nochmals alle unsere Erlebnisse durch.

Wohl wäre auf Ceylon noch manches gewesen, das wir gerne gesehen hätten; z. B. Nuwara Eliya, die Lichtstadt, Ceylon's Höhenkurort und Gesundheitsstation des englischen Militärs. Die Stadt liegt 1893 m. hoch und hat ein ziemlich regnerisches oft kaltes Klima, so dass das Wasser zeitweise mit einer dünnen Eisschicht überschlagen ist. Enzianen, Alpenrosen und andere Bergblumen sollen dort in Menge vorkommen; doch ist der starke Kontrast mit der Temperatur des niederen Landes selbst den Europäern oft zu gross, um ohne Schaden der Gesundheit längeren Aufenthalt dort oben nehmen zu können.

Immerhin durften wir Ceylon dankbaren Herzens verlassen, hatten wir doch eine schöne Zeit in bester Gesundheit und ohne den geringsten Unfall auf der schönen Insel verleben dürfen.

Der letzte Morgen brach an; hellglänzend lag das weite Meer vor uns, im Hafen herrschte das gewohnte Leben; nur dass uns dasselbe heute näher anging! Die Schlote des Lloyddampfers „Kleist“ rauchten und alle Anzeichen einer baldigen Ausreise waren bemerkbar.

Im Hôtel hatten wir natürlich nie eine solche Menge von bedienenden Coolies gesehen, wie zur Stunde unserer Abreise. Aus allen Ecken strömten die weissgekleideten Singhalesen herbei; jeder von ihnen hatte etwas zu sagen, zu fragen, zu geben oder zu zeigen, so dass die Rupien nur so flogen. Wir flüchteten uns auf unser Zimmer, wo wir in aller Stille einen Abschiedstrunk nahmen und auf ein fröhliches Wiedersehen in Europa anstiessen.

Der getreue Freund begleitete uns zum Dampfer, welcher noch von der Kohlenflotte umzingelt war. Das ganze Schiff war noch mit den Kohlensegeln verhängt und es herrschte eine unbeschreibliche Hitze; auf Deck war alles russig und in den Kabinen lag dumpfe, schwere Luft.

Nach und nach zogen die breiten Kohlenschiffe ab, die Händler verliessen den Dampfer, der schon unter den Stössen der arbeitenden Maschinen erzitterte.

Passagiere und deren Begleiter umstanden die Musikkapelle, welche hübsche Lieder spielte. Sprechen konnte man nicht mehr; während sich die Kehle krampfhaft zusammenzog, hingen grosse Tropfen an den Wimpern.

Abends 5 Uhr rasselten die Ankerketten; die Schiffstreppen wurden aufgezogen. Ein langer Blick, ein Händedruck und die leise, bange Frage, wann und wie sehen wir uns wieder? Gedrückte Stimmung war das Ende.

Es war uns schon beim Betreten des Dampfers aufgefallen, dass eine lange, schmale Flagge von einem der Mastbäume über das Mitteldeck herunterfiel. Wir vernahmen erst an Bord, dass 300 deutsche Soldaten mit ihren Offizieren, aus China zurückkehrend, auf der Heimreise waren. Auf der langen Flagge standen die Namen der Soldaten aufgedruckt.

Langsam glitt der „Kleist" aus dem schönen Hafen von Colombo hinaus in's offene Meer. So lange das palmenumsäumte Ufer sichtbar war, blieben unsere Augen an die weissen Landstreifen, an die verschwindende Insel gebannt. Lebe wohl, du buntes Märchenland, lebenslang wirst du, wie ein schönes Traumbild, in unserer Erinnerung haften bleiben.

Heimreise.

Das Meer ist ruhig und glatt; es herrschen alle Anzeichen für eine günstige Fahrt, als wir Colombo am 4. April verlassen.

Die Soldaten bringen allerlei Abwechslung in das Schiffsleben; mit Gesang und fröhlichen Spielen tragen sie unbewusst bei zur Unterhaltung der Passagiere. Ein heiteres Bild bietet schon die Morgentoilette! Die Soldaten schlafen abwechselnd im Zwischendeck oder in Hängematten unter den Segeln des Oberdeckes. Es ist drollig zu beobachten, wie die Langschläfer von den Frühaufstehern mit Wasser bespritzt und aus den Hängematten geworfen werden. Flugs geht es alsdann an die Toilette; das Mitteldeck wimmelt von Soldaten, welche sich, an grossen Wasserbottichen stehend, Wasser über den Kopf giessen, Hände und Arme reiben und kräftig die Zähne bürsten; die Zahnbürsten stehen in alten Konservenbüchsen, so dass es aussieht, als ob jeder Soldat einen silbernen Becher in der Hand trüge. Ist das Reinigungsgeschäft beendet, so holt sich jeder Mann seinen Morgenkaffee und schneidet sich, wo er gerade sitzt, sein Brot auf dem reingeschwemmten Boden entzwei. Während ein Teil der Mannschaft mit grossen Körben anrückt um Kartoffeln

und Gemüse zu rüsten, muss der andere Teil antreten und Laufschritt oder Gewehrübungen machen.

Stunden und Tage ziehen vorbei; wir haben die Malediven schon hinter uns gelassen. Das Meer ist fortwährend ruhig und glatt und die Hitze erträglich. Die Soldaten üben sich in allerlei Sportspielen, da die Sportwoche in Sicht ist; lautes Gelächter macht auch uns auf das „Pillowfighting“ aufmerksam, welches einen Melancholiker zum Lachen bringen muss. Ueber einem grossen mit Wasser gefüllten Segeltuchbottich liegt eine runde Stange, auf welcher links und rechts ein Soldat postiert ist. Während die linke Hand auf dem Rücken liegt, ist die rechte mit einem nassen Kissen bewaffnet. Schon in ruhender Stellung musste es schwer sein, auf der leicht rutschenden Stange das Gleichgewicht zu behalten, viel mehr noch, als auf Kommando, die beiden Soldaten sich mit den wasserschweren Kissen bekämpfen mussten.

Nach zwei, drei kräftigen Hieben fangen die Fechter an zu schwanken, zu rutschen und dann gibt es kein Halten mehr. Erst fällt der eine unter schallendem Gelächter in den Wasserbottich und dann folgt ihm der andere, nach kurzer Siegesfreude nach. Der Kampf wird immer wieder aufgenommen, aber da ist keiner, der zuletzt nicht auch ins Wasser flöge.

Wir hatten den Vorzug, mit einem äusserst liebenswürdigen Kapitän zu fahren, welcher allfällige

Fragen freundlich beantwortete und uns auf mancherlei aufmerksam machte, das uns vielleicht entgangen wäre.

Heute bemerkten wir eine Schar sogenannter Delphine, auch Tümmler genannt, eine Walart, welche 7—8 Fuss lang ist; von Zeit zu Zeit tauchen sie, in einer Reihe, wie Soldaten über dem Wasser auf, um bald wieder zu verschwinden.

Ein schöner Abend brachte uns etwas Meerleuchten; unser Dampfer war von einem breiten, fliessenden Goldrand umgeben und wo der Kiel das Wasser zerschnitt, leuchteten Infusorien wie elektrische Lichtlein, während im wirbelnden Wellenschaum grosse Medusen wie Leuchtkugeln auf- und niederschossen. Ueber uns war der Himmel trübe; in der Ferne aber schien der Mond auf das Meer und bildete auf der beschienenen Fläche einen Mondsee, der aus flüssigem Quecksilber zu bestehen schien.

Am 9. April fuhren wir schon an Sokotra vorbei; am anderen Tage sollte Aden erreicht sein. Der Kapitän führte uns heute in sein Reich; auf der Kommandobrücke erklärte er uns die nautischen Apparte, vor dem Sextanten zeigte er uns, auf welche Weise Sonnenhöhe und Zeit bestimmt werden. Täglich wird auf einer Karte die Lage des Schiffes mit kleinen Fähnchen markiert und daneben die Zahl der zurückgelegten Meilen notiert, welche stets Anlass zu erheiterdem Wettsport bieten.

Auf der Kapitänsbrücke steht das geräumige Steuerhaus. Am Steuerrad schaut der Quartermeister starren Auges auf die Schale, in welcher der Kompass, im Wasser schwimmend, liegt. Kapitän M. weist uns die verschiedenen elektrischen Drücker, vermöge deren er von seinem Posten aus sämtliche Befehle durch Glockenzeichen bekannt geben kann. Weiter erklärt er den Nutzen der Schottenwände, welche durch einen Druck seiner Hand in allen Teilen des Dampfers automatisch herunterfallen. Die wasserdichten, eisernen Wände, die Querschotten, mit welchen das ganze Schiff durchzogen ist, haben den Zweck, bei allfällig schweren Kollissionen, das in das Leck eindringende Wasser auf einen begrenzten Raum zu beschränken und hiedurch das Sinken des Schiffes zu verhüten oder wenigstens zu verzögern. Hat ein armer Unglücklicher die betreffenden Warnsignale nicht beachtet und befindet er sich in einem Raum, der plötzlich abgeschlossen wird, so ist der Aermste rettungslos verloren.

Die elektrischen Glockenapparate werden täglich geprüft; nachts werden auch oft Uebungen gemacht und es kann vorkommen, dass die schlafenden Passagiere mitten in der Nacht durch die schauerlichen Töne des Nebelhornes oder durch die Dampfsirenen aufgeschreckt erwachen.

Am 10. April zeigen sich die ersten Felswände von Aden. Immer wieder freut man sich Land zu

sehen und kommt in eine gewisse Erregung. Einige Stunden vor Aden zeigte sich ein merkwürdiges Naturspiel auf dem offenen Meere. Der Himmel war so wolkenlos und klar über uns und doch war das Meer in schnurgerader Linie durch verschiedene Farben in zwei Teile geteilt. Scharf abgegrenzt in wagrechter Linie, lag eine Seite intensiv dunkelblau, die andere dagegen intensiv grün da. Es wirkte beinahe beängstigend, als man sich dem trennenden Strich näherte, der beinahe wie ein Vorbote eines geheimnisvollen Naturereignisses vor uns lag. Als wir über den meilenweit sich hinziehenden, trennenden Strich geglitten waren, schien eigentlich jedermann etwas enttäuscht, dass gar nichts aussergewöhnliches geschehen war.

Auf der Rückreise konnten wir nun einen Blick auf das eigentliche Aden werfen; doch sah man aus der Entfernung nur die von den Römern erbauten und von den Engländern restaurierten Wassertanks und den Turm des Schweigens. Sonst waren nur kahle Felswände und alte Lavaströme zu erkennen, welche den Vulkan Schamschân umgaben.

Am Steamerpoint vor Aden herrschte drückende Hitze, als der „Kleist“ sich verankerte. Um unseren Dampfer flatterten hunderte von Möven über den Küchenabfällen und durch das Wasser kamen lange Züge von hungernden Fischen geschossen.

Das zerklüftete, wilde Felsengebirge, das den Hafen umgibt, war prachtvoll beleuchtet, die Sonne

schien ihre Strahlen bis in die tiefsten Spalten zu senken. Unten war alles kahl; einige Balsamstauden kümmerliche, halbtrockene Gesträuche waren zu sehen, sonst nichts. Doch soll auf den öden Felsen eine wunderbare Alpenflora gedeihen. Die enorm heisse Luft, verbunden mit dem feuchten Dunst, der oft über den Gipfeln liegt, bilden wohl eine Treibhausluft, welche den Pflanzen Lebenskraft gibt.

Die Hitze ist so drückend, dass das Rasseln der Ankerkette wie erlösend wirkt; die Schiffskapelle und die kräftige, gut geschulte Regimentsmusik erfrischen die matten Lebensgeister der Passagiere.

Der Postmeister hatte die Passagiere in Aden wenig erfreut, als er ihnen mitteilte, die europäische Post sei noch nicht eingelaufen! Also keine Briefe! Kaum hatte jedoch unser Dampfer den Hafen verlassen, so kam der „Seidlitz“ in Sicht. Es entspann sich das übliche Frage- und Antwortspiel mit den farbigen Flaggen, woraufhin unser Dampfer einen prächtigen Bogen machte und in kräftiger Kurve in die Nähe des „Seidlitz“ kam. Auf beiden Seiten wurden Boote ausgesetzt und bald hob sich unser Schifflein am Kranen wieder in die Höhe. Das ganze war ein eigenartig schönes Bild mit den rotgoldenen Felsen im Hintergrund; das blaue Wasser und die beiden schönen Dampfer waren durch die untergehende Sonne in rosige Farbentöne getaucht. Aden versank in Nebel;

der Himmel sah gewitterhaft und unheildrohend aus. Die Nacht war danach stürmisch genug. Das Wasser gurgelte an den Schiffsplanken, der Sturmwind heulte durch die Lucken und verscheuchte jeden Schlaf; er pfiff durch die Kabinenluken, sauste durch die langen Tuben und Windschächte. Stöhnend, sausend, brüllend umbrauste er den auf und nieder schaukelnden Dampfer. Die elektrischen Lichter zitterten über den Kaminen und Masten und warfen unheimliche Schatten auf die Riesenmäuler der Ventilatoren.

Am 12. April fuhren wir leider wieder nachts durch die Strasse Bab-el-Mandeb; doch sahen wir am andern Morgen noch die weissen, flachen Häuser von Mokka herüberschimmern.

Ganz gegen alles Herkommen wehte im roten Meer eine frische Brise; die angekündigte Hitze blieb aus. Nun kamen wieder, eine nach der andern, die weissen Inseln! Der Kurs des Dampfers geht so nahe an der Insel Sebaïr vorbei, dass die Küste deutlich zu sehen ist. Der hohe, weisse Leuchtturm hebt sich gut ab von den roten Felsen, die durch die Salzablagerungen und den weissen Sand wie schneebedeckt aussehen. Dicht am wild zerklüfteten Ufer ist eine ausgebrannte Kraterhöhle zu sehen; links und rechts von kupferroten und schwarzen, erstarrten Lavaströmen umgeben. In dieser Steinöde steht das armselige Gerüste einer Hütte, welche den Eindruck

macht, als hätte der Leuchtturmwächter dort ein Haus bauen wollen! Mitten in der Arbeit hat ihn vielleicht ein jähes Entsetzen erfasst, ein Grauen, in dieser trostlosen Einsamkeit und Verlassenheit wohnen zu sollen und er hat das halbfertige Haus im Stiche gelassen. Unwillkürlich erinnerte diese Umgebung an Thoma's „Einsamkeit".

Durch das ganze rote Meer hatte der „Kleist" mit Gegenwind zu kämpfen, so dass wir nur langsam vorwärts kamen.

Ostern auf hoher See! Der 11. April fand uns auf der Höhe von Mekka; wir hatten jedoch nur eine Ahnung in welcher Richtung Djedda lag, die mit Mekka verbundene Hafenstadt.

Der Wind hatte am Ostertag etwas nachgelassen; das Meer lag wie eine blaue Glasschüssel vor uns. „Oelige See" nannten es die Matrosen. Das Wasser war so duchsichtig, dass man zum erstenmal etwas tiefer gegen den Meeresgrund sehen konnte; wir sahen auch sehr grosse Fische, aber leider nichts aussergewöhnliches.

In Suez angekommen, hielt sich der „Kleist" nur so lange auf, bis die Sanitätsformalitäten absolvier waren, welche darin bestanden, dass man vom Esssalon aus, vermittels Aufruf ganz ahnungslos bei Aerzten vorbei defilieren musste!

Zum zweiten Male hatten wir das Rote Meer bei angenehmsten Wetter durchfahren; lebe wohl du schönes Meer mit deinen rosig beschienenen blauen Wogen.

Wir glitten in den Suezkanal und hofften ihn in kürzerer Zeit, als während der Ausfahrt passieren zu können; wir erreichten denn auch Port Saïd nach 15 Stunden; durchfuhren den Kanal also um 27 Stunden rascher, als bei der Ausfahrt!

Als wir am 15. April Port Saïd erreichten, fanden es die empfindlichen Tropenleute schon recht kühl; so dass die meisten nur einen kurzen Spaziergang an Land machten. Wir hatten es auch nachgerade wie heimziehende Pferde! Je näher wir der Heimat kamen, je grösser wurde die Ungeduld, sie zu erreichen.

In blauem Duft erhob sich Kreta aus den Wogen; ein armer flugmüder Kranich und einige todesmatte kleine Vögel kamen von dorther auf unseren Dampfer geflogen. Erschöpft und halb verhungert, setzten sich die gelben Vöglein auf ein Rettungsboot, wo sie Futter und Wasser erhielten. Die armen kleinen Kerle blähten sich auf an der Sonne, waren aber zum Fressen schon zu schwach. Am anderen Tage waren sie verschwunden — vielleicht in der Chinesenküche.

Der Sturmwind verfolgte uns weiter auf unserer Fahrt; der Kiel des Dampfers hob sich hoch und senkte sich tief in die Wellen nieder, als wir die Strasse von Messina passierten.

Im offenen Meere sahen wir den Horizont gleich zackigen Felsen und es wurde kalt und frostig, trotz dem Sonnenschein. Von allen Passagieren sass der

Bedauernswerteste im Gepäckraum. Eine Belgierin hatte einen niedlichen Affen bei ihren Reiseeffekten, den ganz jämmerlich fror. Bald sass er, zitternd vor Frost, Grimassen schneidend, oben auf einem Koffer, oder er schwang sich auf die elektrische Bogenlampe und presste sein frierendes Bäuchlein gegen das warme Glas.

Kapitän M. bot seinen Passagieren ein hübsches Fest auf dem reizend dekorierten Deck. Einige Soldaten überraschten uns sogar mit Zitherspiel und Gesang und einem echten bayerischen Schuhplattler.

Am folgenden Tage war das „Captain's dinner". Was ein Lloyddampfer bei dieser Gelegenheit leisten kann, haben wir schon erwähnt. In liebenswürdigen Worten brachte ein Engländer das Hoch auf unseren Kapitain, der uns so gut und sicher heimgeleitet. Kapitän M. mochte wohl selber etwas wehmütig gestimmt sein; sollte er doch in wenigen Tagen den „Kleist" für immer verlassen, den er so manches Jahr bei Sonnenschein und Sturm durch die Fluten des Meeres geleitet hatte. In Zukunft sollte er auf einem Amerikafahrer sein Arbeitsfeld finden. Wer weiss es, vielleicht treffen wir noch einmal mit dem freundlichen Kapitän zusammen. Wie liebenswürdig konnte er mit allen Passagieren plaudern, wie herzlich unterhielt er sich mit den Kindern und wie teilnehmend und tröstend nahm er sich der Kranken an, die er

täglich in den Kabinen besuchte. Dank und Gruss ihm, wo er auch weilen möge.

Am 18. April lag der Golf von Neapel im herrlichen Sonnenschein vor uns. Blauer Himmel wölbte sich über der schönen Stadt und dem Vesuv, aus welchem leichte Rauchwolken aufstiegen. Leider wurden die Schiffsformalitäten so sehr in die Länge gezogen, dass wir die Stadt nicht mehr bei Tage besuchen konnten und uns begnügen mussten, das Leben im Hafen zu beobachten.

Als der „Kleist" am anderen Morgen den Hafen von Neapel verliess, war die Stadt in einen dichten Nebel gehüllt. Der Nebel verschwand jedoch bald und als wir zwischen den Inseln Ischia und Nisida durchglitten, sahen wir dieselben im schönsten Sonnenglanz. Prächtig, hoch und stolz erhebt sich die Festung von Ischia auf der vorstehenden Felsenklippe, welche von weisschimmernden Segelschiffen umgeben war.

Näher und näher rückten wir dem Festland zu; schon waren wir auf der Höhe von Livorno und man wies uns in blauer Ferne die Kuppeln der Peterskirche in Rom. Ob wir sie wirklich gesehen?

Nachts um elf Uhr sollten wir bei Elba vorbeifahren. Der Anblick, den die enge Strasse zwischen Elba und dem weit ins Meer ragenden Festland uns bot, war ungewöhnlich schön. Auf einer Seite

war das Festland vom fahlen Mondlicht übergossen; am Strande warf ein riesiger Leuchtturm seine blendenden Strahlen auf das bewegte Wasser und lange Reihen von Gaslichtern spiegelten sich zitternd in den Wellen. Vor der dunkeln Felswand von Elba erhoben sich die Eisengiessereien, deren Fenster wie glühende Augen aussahen; mächtige rote Funkengarben stiegen in die Höhe und zerfielen im Dunkel der Nacht. Gespensterhaft leise glitt unser Dampfer vorüber.

Die letzte Nacht auf schwankendem Boden, die letzte Nacht auf dem Dampfer, der uns so sanft durch die Wellen getragen.

Am Morgen des 20. April stieg die Sonne wie eine rote Kugel am Horizont empor; die Küste war in Rosenschimmer getaucht und die kleinen Wellen sahen aus, als ob sie mit Rosenblättern belegt und das Meer, als ob es ein weites Rosenfeld wäre. So zeigte sich uns das Meer zum Abschied in seiner ganzen Pracht.

In Genua verloren sich die Passagiere, die so lange zusammengelebt, bald aus den Augen; die einen fuhren weiter nach Bremen, andere blieben in Italien. Wir aber reisten nun mit jubelndem und klopfendem Herzen der Heimat und unseren Lieben zu.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Abreise 11
Port Said und der Suezkanal 21
Suez. Rotes Meer. Aden 32
Ball. Sportspiele. „Prinz Ludwig“ 40
Colombo 52
Das Museum in Colombo 60
Die Fahrt nach Peradeniya 67
Die alte Königsstadt Kandy 78
Matalé-Opalgalla 84
Die Teepflanzung 93
Spaziergänge in Opalgalla 101
Der Felsentempel Alu-Wihâra 112
Die Felsentempel in Dambulla 125
Die Felsenfestung Sigiri 136
Durch den Urwald nach Habanara und Tirapané 148
Anuradhapura, die vergrabene Stadt 160
Die Ruinen auf König Tissa's Lustgarten Mahamegha . . . 174
Die Ruanweli Dâgoba in Anuradhapura 186
König Tissa und der Buddhismus 195
Abschied von Anuradhapura 206
Polgahawela. Kandy. Opalgalla 218
Nachtfahrt nach Colombo, Die Singhalesenschule 233
Heimreise 242

DS
489
B3

Barell, J
Ceylon 1909

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 05 25 06 002 7